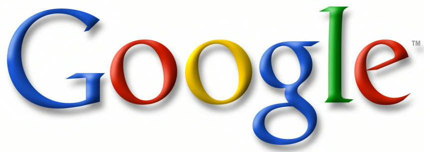
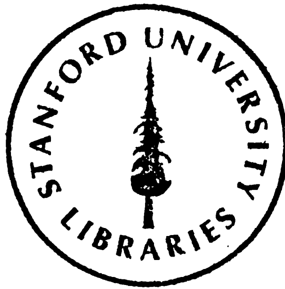
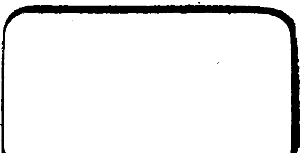





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



ÖSTERREICHISCHE BIBLIOTHEK.

HERAUSGEBER:

DR. ALBERT ILG.

III. BAND:

KAISERIN MARIA LUDOVICA

VON ÖSTERREICH

(1787—1816).

NACH UNGEDRUCKTEN BRIEFEN

VON

EUGEN GUGLIA.



WIEN.

VERLAG VON CARL GRAESER.

1894.



Kaiserin Maria Ludovica.

KAISERIN
MARIA LUDOVICA
VON ÖSTERREICH

(1787—1816).

NACH UNGEDRUCKTEN BRIEFEN

VON

EUGEN GUGLIA.

MIT 6 ABBILDUNGEN.

WIEN.
VERLAG VON CARL GRAESER.
1894.

VORWORT.

Die Fürstin, der dieses Buch gewidmet ist, hat bis jetzt keinen Biographen gehabt, ja bis vor wenigen Jahren war sie fast völlig verschollen, und wer von ihrem Leben etwas erfahren wollte, war auf die dürftigen Notizen angewiesen, die Wurzbachs Lexicon — aus der älteren National-Encyklopädie von Gräffer und Czikann schöpfend — darbietet. Erst um die Mitte der Achtziger-Jahre wurde von verschiedenen Seiten ziemlich gleichzeitig auf sie aufmerksam gemacht, und zwar zuerst von Literarhistorikern: Werner, der 1884 die Briefe Goethes an die Gräfin Josefine O'Donell, die Hofdame der Kaiserin war, herausgab*) und auch da auf Schritt und Tritt ihrem Namen begegnete, sprach zuerst ausführlicher von ihr, gleich darauf sammelte der greise Düntzer pietätvoll alles, was sich auf das Verhältnis des Dichters zu der Fürstin bezog.**) Inzwischen waren aber auch die politischen Historiker angeregt worden, sich mit ihr zu beschäftigen. In Helferts Biographie Maria Louisens war von der Kaiserin öfters die Rede, aus dem preußi-

*) Goethe und die Gräfin O'Donell. Ungedruckte Briefe nebst dichterischen Beilagen, herausgegeben von R. M. Werner, 1884.

**) Goethe und die Kaiserin Maria Ludovica (1886).

schen Staatsarchiv trat eine Äußerung des damaligen Gesandten Preußens am Wiener Hof zutage, die das Interesse an ihrer Persönlichkeit mächtig erhöhen musste, *) noch mehr mussten dies die Mittheilungen thun, die Krones bald darauf aus Briefen der Kaiserin an den Erzherzog Johann, sowie aus den Tagebuch-Aufzeichnungen dieses Fürsten machen durfte. **) Hiedurch fand sich der Schreiber dieser Zeilen schon 1887 angeregt, alles, was ihm an gedruckten Nachrichten über die Kaiserin zugänglich war, in einem Aufsatz zu vereinigen, der in der »Zeitschrift für allgemeine Geschichte« erschienen ist. ***) Seitdem ist aber wieder manches Neue dazugekommen: Wertheimer konnte für den zweiten Band seiner »Geschichte Österreichs und Ungarns« die Briefe der Kaiserin an Kaiser Franz, die im k. und k. Haus-Hof- und Staats-Archiv aufbewahrt werden, benützen, führte daraus, im Text sowie in den Noten, mehrere bedeutende Stellen an und brachte auch manches Urtheil zeitgenössischer Diplomaten aus ungedruckten Correspondenzen zu unserer Kenntnis. Endlich fügte Krones in einer weiteren Publication aus dem Nachlass des Erzherzogs Johann noch Einiges über sie hinzu, was er früher übergangen hatte. †)

Alles dies aber hätte doch kaum genug Stoff für eine Biographie geboten. Als nun der Heraus-

*) In Hassels Geschichte der preuß. Politik 1807—1815, I., S. 523.

**) Zur Geschichte Österreichs im Zeitalter der französischen Kriege und der Restauration.

***) Stuttgart, Cotta. 1887, Heft IV.

†) Aus dem Tagebuche des Erzherzogs Johann (1891).

geber dieser Bibliothek mit uns übereingekommen war, der Kaiserin ein Bändchen zu widmen, musste alsbald der Gedanke rege werden, ob nicht neue handschriftliche Quellen dazu eröffnet werden könnten. Dass diese vor allem im Estense'schen Familien-Archiv gesucht werden müssten, war naheliegend. Durch die Gnade Sr. kais. Hoheit des Allerdurchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand wurde die Benützung dieses Archives, das bis dahin für unzugänglich galt, dem Verfasser gestattet: er spricht hiefür an dieser Stelle seinen unterthänigsten Dank aus.

Herr G. M. Graf Leo von Wurmbrand-Stuppach, Kammervorsteher Sr. kais. Hoheit, war es, der durch sein gütiges Fürwort das Unternehmen einleitete und die Ausführung durch das liberalste Entgegenkommen förderte.

Zunächst schien es freilich, als ob dem Verfasser eine große Enttäuschung bevorstünde, denn das Register des Archivs verzeichnete nicht einen einzigen Brief der Kaiserin. Indes bei Durchsuchung einiger Cassetten, die ihrer Bezeichnung nach Briefe verschiedener Personen an den Erzherzog Ferdinand, den Vater der Kaiserin, enthalten sollten, fand sich unvermuthet ein Packet mit Briefen, die sich bald als die Correspondenz der Kaiserin mit ihrer Mutter Maria Beatrix herausstellten. Diese — 1797 anhebend, aber erst von 1808 an reichlicher fließend — ist die vornehmste Quelle unseres Buches geworden.*)

*) Die betreffende Cassette trägt die Signatur: Parte terza, Cassetta terza und enthält angeblich: »Lettere dirette a S. A. R. l'Arciduca Ferdinando Governatore gen di Lombardia dagli Arci-

Auch der Briefwechsel der beiden Eltern, sowie der Mutter mit dem ältesten Sohne Franz, die gleichfalls im Este-Archiv liegen, sind gelegentlich benützt worden.

Daneben durften jedoch die Briefe der Kaiserin an ihren Gemahl, wenn sie auch bereits durchsucht worden waren, nicht vernachlässigt werden: so manches, was dem Biographen höchst wertvoll ist, wird der übersehen können, dem es um die Geschichte eines ganzen Staates zu thun ist. Se. Excellenz Herr Geheimer Rath R. Alfred von Arneth gestattete mit gewohnter Güte die Benützung dieser Briefe, und die Ausbeute, die sich daraus auch nach Wertheimer ergab, war nicht gering.

Während der ganzen Arbeit wurde der Verfasser durch die thätige Theilnahme einer Reihe wohlwollender Männer aufs beste gefördert. Vor allem hat er hier des Herausgebers, Herrn Regierungsrathes Dr. A. Ilg, zu gedenken, unermüdlich besonders im Auffinden und Vermitteln: ihm ver-

duchi sui figli e minute di lettere scritte dello stesso Arciduca a S. M. l'Imperatrice Maria Teresa sua Augusta madre.« Thatsächlich befinden sich darin einige Briefe der Kinder des Erzherzogs an ihn — darunter auch ein Glückwunschschreiben der siebenjährigen Maria Ludovica an den Vater ddo. Milano 14 ottobre 1794 — dann Briefe des Gemahls der ältesten Tochter Maria Theresia an Ferdinand und einige Briefe von Privatpersonen an diesen. Hauptinhalt bildet jedoch die obgenannte Correspondenz. Die Briefe der Kaiserin heben erst mit 1803 an; es sind im ganzen etwa 250, alle eigenhändig, viele undatiert, aber meist leicht zu datieren; die letzten Briefe — vom Frühjahr 1816 — sind auf die Rückseite der Berichte, die der Arzt Dr. Thonhauser fast täglich an die Erzherzogin Maria Beatrix richtete, geschrieben. — In demselben Packet liegt noch ein Brief des jungen Erzherzogs Ferdinand, Bruders Maria Ludovicas, an diese, d. d. 17 gennaro (1809).

dankt das Buch auch die Auswahl des bildnerischen Schmuckes, wobei ihm die reichen Schätze der Fideicommiss-Bibliothek und der Kunstsammlungen des a. h. Kaiserhauses zugebote standen. Im k. und k. Haus-Hof- und Staats-Archiv war es Herr Sectionsrath A. Felgel, in der k. k. Fideicommiss-Bibliothek Herr Custos Dr. A. Karpf, im Estense'schen Familien-Archiv Herr Kanzlei-Director Franz Velicogna sowie Herr Adjunct Ferdinando Muratori, in Wiener-Neustadt endlich Herr Professor J. Eschler, die den Verfasser in jeder Weise unterstützten: ihnen allen sei hiemit der wärmste Dank ausgesprochen.

Mit ruhiger Zuversicht entsenden wir dieses Buch in die Öffentlichkeit. Dem Geschichtsforscher wird es einige neue Daten bringen, der Patriot wird sich an den hohen Tugenden einer vaterländischen Fürstin erbauen, die große Gemeinde der Goethe-Verehrer wird mit Begierde nähere Kunde von der Frau vernehmen wollen, der eine Reihe formvollendeter Poesien des unsterblichen Dichters gewidmet sind, die Liebhaber von biographischen Darstellungen endlich werden sich an einem schönen, heiteren, lebenswarmen Menschenbilde erfreuen können.

POTTENSTEIN an der Triesting, im Juli 1893.

DER VERFASSER.

INHALT.

I. CAPITEL.

Jahre der Kindheit.

Am 2. Jänner 1788 meldete die »Wiener Zeitung«: »Die durchlauchtigste Erzherzogin Maria Beatrix, Gemahlin Seiner königlichen Hoheit des Erzherzogs Ferdinand, ist in der Nacht vom 13. zum 14. December auf dem königlichen Lustschlosse Monza von einer Prinzessin glücklich entbunden worden.« Diese Prinzessin erhielt in der Taufe den Namen Maria Luigia, Luigia wurde sie gewöhnlich genannt, sie ist die Heldin unserer Geschichte.

Die Mutter, Maria Beatrix Riccarda, war die Tochter des Herzogs Ercole von Modena und der Maria Teresa Cibo Malaspina, Herrin von Massa und Carrara. Der Vater, Ferdinand, war ein Sohn der großen Kaiserin. Diese hatte die beiden zu Gatten bestimmt, da sie noch Kinder waren, hatte mit mütterlicher Sorgfalt die Entwicklung der Braut verfolgt, den Ehebund mit tausend Segenswünschen geweiht und über das junge Hauswesen gewacht, solange sie lebte. Für die erste Erziehung der Kinder des Paares hatte sie selber die Aja ausgesucht und die Instruction, die sie ihr mitgegeben, ist ein rührendes Zeugnis großmütterlicher Liebe und Umsicht.

Der Wohnsitz des Paares war von Anfang an Mailand gewesen, wo der greise Francesco von Este, Beatricens Großvater, als kaiserlicher Statthalter waltete. Nach dessen Tode — er starb in demselben Jahre, da die große Kaiserin aus dem Leben schied — trat Ferdinand an seine Stelle. Hatte aber die Würde eines General-Gouverneurs der Lombardei schon unter Maria Theresia wenig bedeutet, unter ihrem auf Selbstherrschen so eifersüchtigen Nachfolger sank sie zu völliger Nichtigkeit herab. Die erste Instruction, die der Erzherzog von Josef II. erhielt, schrieb ihm vor, dass er sich in allen wichtigen Angelegenheiten an das Gutachten des sogenannten Plenipotentiarius, Grafen Firmian, zu halten habe. Firmian starb 1782, aber sein Nachfolger Graf Wilczek erbte alle seine Befugnisse. Ferdinand soll sich nicht ganz leicht in seine untergeordnete Stellung gefunden haben. »Dieser junge Fürst,« schreibt ein Zeitgenosse, der viel am Mailänder Hof verkehrte, »will von allem wissen, er will alle Briefe sehen, die von Wien kommen und nach Wien gehen.« Auch versuchte er es, sich einen selbständigeren Wirkungskreis zu verschaffen, es liegt eine Eingabe an den Kaiser vor — sie ist vom 30. November 1786 — in der er eine Änderung des Geschäftsganges nach dem Muster der deutschen Provinzen vorschlägt: danach hätte er alle Berichte, die von der Landesstelle — in diesem Fall Graf Firmian — ausgiengen, zu vidieren und daneben in wichtigen Dingen seine eigenen Vorträge einzusenden gehabt.*) Aber der Kaiser gieng auf diesen

*) St. A. Lombardische Correspondenz. Fasc. CXVI.

Vorschlag nicht ein. Noch 1789 konnte der Commandierende von Mailand, General Stain, der seine Truppen in die Türkei hatte entsenden müssen, die boshafte Bemerkung machen, Mailand habe drei Merkwürdigkeiten: einen General ohne Truppen, einen Minister ohne Kopf — damit war Wilczek gemeint — und einen Gouverneur ohne Macht.

War aber das junge Fürstenpaar auch in politischer Beziehung machtlos, so wusste es doch am Hofe und in der Stadt ein frisches Leben zu erwecken. Die Reste spanischer Etikette, die sich in dem Herzogspalast noch erhalten hatten, wurden beseitigt, ein ungezwungener Ton eingeführt, der aber von der Leichtfertigkeit, die in Versailles herrschte, noch weit entfernt war und auch den modischen Verkehrtheiten der Rousseauschwärmer keinen Eingang gestattete. Es gab viele fröhliche Feste, aber keine Verschwendung, es wurden hervorragende Männer gerne bei Hofe gesehen, aber weder Ferdinand noch Maria Beatrix hatten den Ehrgeiz, als Beschützer der Wissenschaften und Künste zu gelten und sich mit literarischen Berühmtheiten zu umgeben. Mailand wurde denn auch von den Reisenden der Zeit viel weniger besucht, als die andern großen Städte Italiens, und wir sind darum auch über das Leben und Treiben in der lombardischen Residenz viel weniger unterrichtet, als etwa über das in Neapel, Florenz oder Rom. Wie viele berühmte Reisende haben nicht über den Hofstaat Maria Karolinens, der Schwester Ferdinands, berichtet! Auch Leopolds, des künftigen Kaisers, öffentliches und Familienleben ist von Zeitgenossen geschildert worden: über Mailand, über

Ferdinand und Beatrix äußert sich keiner. Nur ein Einheimischer, ein Graf Pietro Verri, der sich besonders als Nationalökonom hervorgethan hat, überliefert uns einiges über das Fürstenpaar sowohl, wie über das Leben an ihrem Hofe. »Der Erzherzog,« so berichtet er, »dilettierte auf der Elektrisiermaschine und war sehr geschickt im Rechnen und in der Führung finanzieller Speculationen, im übrigen kümmerte er sich nicht viel um Wissenschaft, und der Philosophen, die ihm eitlen Wahngebilden nachzujagen schienen, spottete er.« Es ist dies das einzige zeitgenössische Urtheil über den Erzherzog, wie er in den Achtziger-Jahren in Mailand erschien; gelegentliche Worte desselben Verri an anderen Stellen seiner Schriften lassen indes vermuthen, dass es nicht ganz unbefangen ist. Von der Erzherzogin erfahren wir nur, dass sie liebenswürdig und wohlthätig war und ihr Andenken noch lange, nachdem sie Mailand und die Lombardei verlassen, in Stadt und Land ein gesegnetes geblieben ist.

Musterhaft war das Familienleben des Paares: die beiden Gatten liebten sich, wie einst Maria Theresia und ihr Gemahl. In den Hunderten von Briefen, die sie sich trotz seltener Trennung geschrieben haben, nennen sie sich nie anders, als »cara gioja« — »theurer Schatz«. Besonders die Briefe Beatricens athmen die rührendste Zärtlichkeit; wenn andere Frauen häufig nach der Geburt einiger Kinder diesen einen großen Theil der Liebe zuwenden, die sie früher allein für den Gatten gehegt haben, so nahm dagegen im Herzen dieser Frau der Mann immer den ersten Platz ein: ihm sendet sie stets den heißesten Kuss, für ihn hat sie die

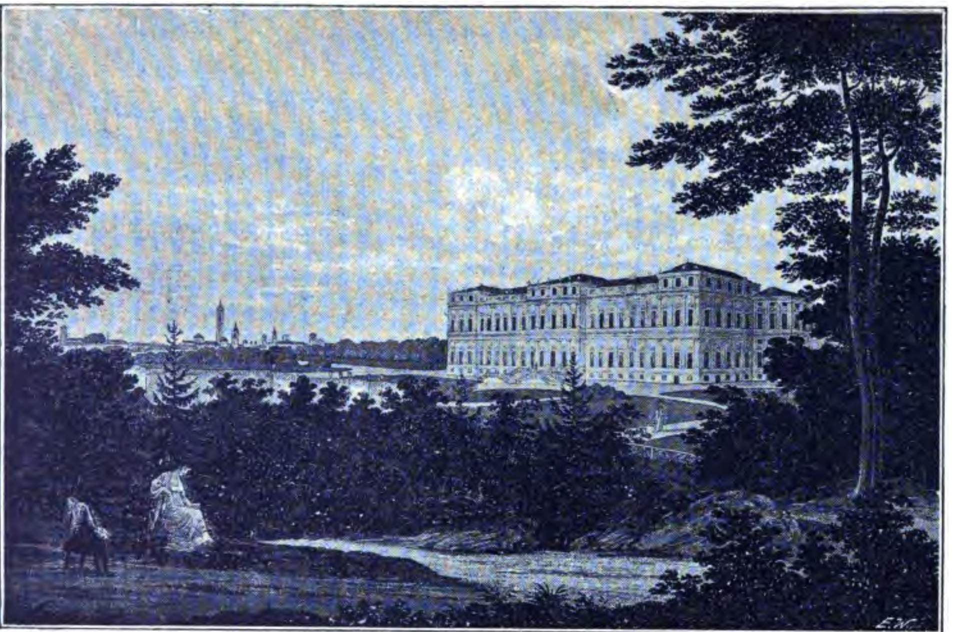
süßesten Kosenamen. Die Erziehung der Kinder geschah im theresianischen Geiste: zu Gottesfurcht und treuer Pflichterfüllung, zu Dankbarkeit gegen Lehrer und Diener, zu liebevoller Rücksichtnahme auch gegen den geringsten der Umgebung wurden sie von früher Jugend an angehalten. Das erste Kind, geboren 1773, war ein Mädchen und wurde der Großmutter zu Ehren Therese genannt. Dann folgten 1776 wieder eine Tochter, Leopoldine, und 1779 der erste Sohn, der nach dem Großvater getauft wurde: es ist der spätere Herzog Franz IV. von Modena. 1781 kam Ferdinand, 1782 Maximilian, 1785 Karl Ambros zur Welt. Mit diesem, der ihr im Alter am nächsten stand, dem Gespielen ihrer frühen Kindheit, ist Luigia, die letztgeborene, immer am zärtlichsten verbunden gewesen, doch herrschte zwischen allen Geschwistern herzliche Liebe und Eintracht. Die ersten Eindrücke des Lebens empfiengen sie alle zu Mailand und zu Monza, wo sich Erzherzog Ferdinand ein Lustschloss im Stile des heimischen Schönbrunn und einen Garten in englischem Geschmack angelegt hatte.*)

In der Erziehung Luigias theilte sich bald die Mutter mit der von Maria Theresia gesandten Aja Gräfin Almesloë. Der dritte Punkt der Instruction, die die Kaiserin dieser einst mitgegeben, hatte gelautet: »Da die Kinder meines Sohnes deutsche Prinzen sein werden, so ziemt es sich, sie vorzugsweise die Muttersprache des Hauptes ihrer Familie, von dem sie jederzeit abhängig sein werden, lernen zu lassen.« Indes war die Erziehung der Kinder

*) S. hiezu die folgende Abbildung (Monza).

doch mehr italienisch als deutsch. Maria Beatrix selbst hatte es im Deutschen nie sehr weit gebracht, und die Lehrer, die sie später den Mädchen gab, waren fast alle Italiener. Den Unterricht in der Religion und in den wissenschaftlichen Gegenständen ertheilte der gelehrte P. Andrea Draghetti, der früher Professor in Pavia war, italienische Sprache und Literatur lehrte der Abbate Clemens Bondi, ein formgewandter Dichter aus der Schule des Parini: er hatte seinerzeit in eleganten Versen die Heirat des erzherzoglichen Paares besungen, dann begleitete er gleichsam mit seiner Lyra alle Wechselfälle des Hauses, und wir werden ihm als Sänger noch bei der Hochzeitsfeier unserer Heldin begegnen.

Noch war Maria Luigia den Kinderschuhen nicht entwachsen, als ihr der Ernst des Lebens bereits sehr fühlbar wurde. 1792 brach der Krieg zwischen Österreich und Frankreich aus. Die Franzosen eroberten Savoyen und Nizza: im Spätherbst musste man sich bereits gefasst darauf machen, dass auch Piemont und die Lombardei nicht verschont bleiben würden. Alsbald giengen kaiserliche Truppen nach Süden, um das Land zu schützen. Im April 1794 wurde Erzherzog Ferdinand zum Commandanten der italienischen Armee ernannt. Er fühlte sich jedoch keineswegs einer solchen Stelle gewachsen und sprach dies auch offen aus. Es sei eine grausame Lage, schreibt er an den Kaiser, sich in einem Commando zu sehen, für das er, wie er dem Kaiser nicht verbergen wolle, weder die nöthigen Talente noch die Kenntnisse besitze und dabei in einem entscheidenden Moment auch keine fähigen Generale an seiner Seite zu haben. Indes musste er aus-



Monza.

harren: in Mailand liefen bald darauf die Fäden zusammen, welche sämmtliche Staaten Italiens zu einer gemeinsamen Action gegen Frankreich heranziehen sollten. Der Erzherzog zeigte sich als kluger und unermüdlicher Unterhändler, aber das Resultat entsprach seinen Bemühungen nicht. Nur das kleine Modena zeigte sich zu einigen Opfern bereit; Beatricens Vater, der Herzog Ercole, erinnerte sich des alten Lehensverbandes mit dem römisch-deutschen Reiche. Und so musste denn Ferdinand wiederholt in Wien um Verstärkung der Truppenmacht sowie um Geldmittel bitten und drängen. Die Briefe, die er darum an den jungen Kaiser, seinen Neffen, richtete, sind eigenhändig geschrieben und tragen den Stempel des persönlichsten Antheils. Gegen Ende 1794 gieng das Gerücht in Italien, der Kaiser wolle die Lombardei ebenso wie die Niederlande aufgeben, in der Hoffnung, sie in einem künftigen Frieden wieder zu erlangen; dagegen wolle er mit umso größerem Nachdruck Deutschland vertheidigen. Dies musste dem Erzherzog, durch einen langjährigen Aufenthalt, Familienverbindung und Besitzthümer halb zum Italiener geworden, als ein unseliger Entschluss erscheinen. Er beschwor den Kaiser, diesen, wenn er ihn wirklich gefasst hätte, aufzugeben: er solle sich doch nicht mit dem Gedanken schmeicheln, diese reichen und blühenden Provinzen, aus denen der Feind den größten Nutzen ziehen werde, je wieder zu gewinnen, wenn er sie einmal in Stich lasse; er verweist darauf, wie sehr durch den Verlust der Lombardei und der Niederlande die internationale Stellung der Monarchie erschüttert werden müsste, was in seinen Augen

ungleich schwerer ins Gewicht fällt, als die Preisgebung des Reiches, wo der Kaiser doch nur Land und Interessen anderer vertheidige. Schon sage man am Hof von Turin, man werde einen Separatfrieden mit Frankreich schließen müssen, da der Kaiser seine Bundesgenossen in Italien verlasse, schon würden selbst die treuen Unterthanen in der Lombardei bedenklich, und es sei dies kein Wunder, wenn sie, die bei jeder Gelegenheit zur Erhaltung der Monarchie beigetragen hatten, hören müssten, dass nun, wo es sich um ihre Vertheidigung handle, sie schutzlos dem Feinde preisgegeben werden sollten.

Von allen diesen Sorgen, Zweifeln und Befürchtungen musste auch die Familie des Erzherzogs berührt werden. Vor allem Maria Beatrix, die — wie der Briefwechsel der beiden Gatten uns beweist — der vertrauteste Freund und mitunter selbst der Rathgeber des Gatten war. Voll leidenschaftlichen Antheils verfolgt sie vom ersten Augenblick an die Kriegsbegebenheiten, die Fortschritte dieser »Teufel von Franzosen«. Sie ist außer sich, wenn der Kaiser auf die dringenden Bitten Ferdinands um Truppen und Geld nicht antwortet, sie eifert gegen die Zerfahrenheit in der italienischen Heeresleitung, sie kann die Unthätigkeit der Piemontesen nicht begreifen. Dem Gatten traut sie mehr zu, als er sich selber — »mein theurer General,« so nennt sie ihn, »nicht Hasdrubal, sondern Fabius Cunctator, der aber gelegentlich auch Hannibal zu sein weiß.« In der Einsamkeit überkommen sie trübe Vorahnungen des Kommenden: »Da zieht eine ganze Reihe garstiger Gedanken an mir vorbei, über unsern Mangel

an Entschlossenheit, über eine mögliche Invasion der Franzosen, über den unglücklichen Feldzug in den Niederlanden, ja — gesteh' ich's dir? — es kommt auch die Furcht vor einem noch unglücklicheren Frieden. Was mich betrifft, die ich nicht Davids Tugend besitze, so ziehe ich den Krieg der Pest vor, und gewiss, der Friede wäre in diesem Augenblick eine moralische Pest für Europa, es würde dann ein Krieg zwischen den Alliierten selber ausbrechen, und dies wäre der größte Triumph der infamen Franzosen . . . O die Dinge gehen auf eine Weise, dass ich lieber gar nicht davon spräche; soll ich's aber dennoch, so muss ich vor allem sagen, dass ich Dein Heer vereinigt und dann dorthin sich wendend sehen möchte, wo die größte Gefahr ist.« *)

Von den Kindern war Therese, seit 1789 sardinische Prinzessin, am stärksten an diesen Schicksalen betheiligt, aber auch die Söhne, von denen der älteste nun sechzehn, der jüngste neun Jahre alt war, hatten einen Begriff von der Lage des Landes und der Familie.

In den Briefen, die die Mutter an Franz, den ältesten, schrieb — sie nahm an seiner Erziehung auch damals noch so viel Antheil, dass sie sogar seinen Logikstunden beiwohnte und dem Vater darüber berichtete — erwähnt sie öfters die Zeitereignisse: er sollte darin einen Antrieb mehr finden, den Eltern Freude zu machen, da ihnen dorten so viel Kummer bereitet ward. Solche Worte wird wohl auch die kleine Louise gehört haben, deren Leben sich noch in der Kinderstube abspann.

---

*) Briefe vom 14. Mai, vom 31. Juli und 2. August 1793. E. A

Einzelne Eindrücke aus dem schicksalsvollen Treiben ringsum nahm denn auch die Kleine bereits zu dauernder Erinnerung auf: so wie der Graf von Provence, der spätere König Ludwig XVIII. einmal von Verona herüber zum Besuch des erzherzoglichen Paares kam — mehr als zwanzig Jahre später gedachte sie dieser Begegnung: »Ich bitte Dich, dem König Ludwig zu sagen,« schrieb sie 1814 an ihren kaiserlichen Gemahl nach Paris, »er wird sich gewiss nicht erinnern jenes kleinen Geschöpfchens, welches meine Eltern bey seiner Durchreise durch Mayland ihm vorstellten, sein Andenken sey aber aus meinem Gedächtniß nicht erloschen.« *)

Das Jahr 1796 brachte die Katastrophe des erzherzoglichen Hauses. Der junge General Bonaparte hatte den Oberbefehl der italienischen Armee übernommen: in Wien hatte man zwar einen Augenblick daran gedacht, das Hauptkriegstheater vom Rhein weg nach Italien zu verlegen, aber die Engländer wussten zuletzt doch durch ihre Subsidien die österreichischen Streitkräfte in Deutschland festzuhalten, was ihren eigenen Interessen besser entsprach; der Großherzog von Toscana weigerte den neapolitanischen Truppen, die das lombardische Heer verstärken sollten, den Durchzug, Thugut endlich wollte in Böhmen gegen einen preußischen Überfall gerüstet bleiben, und so unterblieb denn jede wesentliche Verstärkung der italienischen Armee. Nur dies erreichte der Erzherzog, dass der erfahrene Beaulieu an seiner statt mit dem Ober-

*) St. A.

commando betraut wurde. Aber dessen Untergeneral Argenteau wurde von Bonaparte bei Montenotte, eine andere österreichische Abtheilung, die sich mit den Piemontesen vereinigt hatte, bei Millesimo geschlagen; Beaulieu selbst zog sich hierauf zurück: die Straße ins Mailändische lag Ende April den französischen Heeren offen. Am 28. Mai schloss König Amadeus von Sardinien einen Waffenstillstand mit Bonaparte, der diesem drei Festungen und freien Durchzug durch das Piemontesische verschaffte. Nun eilte er Beaulieu nach. Dieser hatte eine feste Stellung hinter dem Ticino eingenommen und erwartete da den Gegner. Aber Bonaparte passierte den Po weiter unten bei Piacenza, um so den Österreichern in den Rücken zu kommen. Nur mit der größten Anstrengung und mit Aufgebung Mailands konnte Beaulieu bei Lodi hinter die Adda zurückgehen. Auch diese Linie ließ sich indes nicht halten: am 10. Mai langten die französischen Colonnen dort an und erzwangen den Übergang. Die Österreicher flüchteten hinter den Mincio.

Mit knapper Noth entkam die erzherzogliche Familie nach Österreich. Am 7. Mai reiste Maria Beatrix mit den Kindern ab, am 9. folgte der Erzherzog. Die Mailänder setzten ihrem Abzug nichts entgegen, aber sie sahen diese Fürsten, die ihnen viel Gutes und nichts Böses gethan hatten, ohne Bedauern ziehen. Es war ein furchtbares Unglück für die Familie: mit dem lombardischen Gubernium verloren sie ein Einkommen von jährlich 50.000 Zechinen, sie verloren ihre Paläste, Villen und Güter: »wer weiß, ob nicht für immer,« sagt Verri, »sie thun mir recht leid.« Ferdinand und Beatrix waren

zu klug und zu hellsehend, um sich Illusionen hinzugeben; auf ein langes Exil wenigstens waren sie gefasst...

Am 16. Mai zog der junge Franzosengeneral in Mailand ein. Doch der Siegeslauf seiner Truppen war noch nicht beendet; es gab noch Fürsten zu vertreiben. Ercole d'Este, der Vater Beatricens, konnte sich durch schwere Contributionen sein Land nur für einen Augenblick retten; zu Anfang des Jahres 1797 musste auch er in die Verbannung gehen. So war Napoleon der böse Dämon des ganzen Geschlechtes.



II. CAPITEL.

Im Exil. Triest und Neustadt.

Die erzherzogliche Familie nahm ihren Aufenthalt zuerst in Triest. Die Wiener Zeitung vom 22. Februar 1797 berichtet von einem patriotischen Fest in dieser Stadt, wobei das Nationallied »Gott erhalte den Kaiser«, gedichtet von Haschka, componiert von Haydn, »in welsche« Verse gebracht in dem prächtig beleuchteten Schauspielhaus und in Gegenwart Sr. königlichen Hoheit*) des Erzherzogs Ferdinand und Seiner Durchlauchtigsten Gemahlin gesungen worden sei. Die Kinder fanden in dem lebhaften Treiben des Hafens, das ihnen ein ganz ungewohntes Bild bot, einigen Ersatz für die verlorene Heimat. Bald aber scheinen die Eltern diesen Aufenthalt ungeeignet oder nicht sicher genug für die Kinder gefunden zu haben. Es ist eine Reihe von Briefen der Erzherzogin an ihre Söhne sowohl wie an Maria Louise aus dieser Zeit erhalten, die uns dies vermuthen lassen. Schon im September 1796 ist diese mit ihrer Aja, mit

---

*) Den Titel »kaiserliche Hoheit« führte damals nur die Descendenz des regierenden Kaisers; von 1807 an auch dessen Geschwister.

einer Kammerfrau und dem Arzt Thonhauser im Österreichischen — der Ort wird nicht genannt: die Mutter freut sich, dass sie einen Garten beim Hause haben, der dem Mädchen den Hafen von Triest etwas verschmerzen hilft. Wie lange die Eltern in Triest geblieben sind, ist aus den öffentlichen Blättern nicht zu entnehmen, doch verließen sie es jedenfalls vor dem 23. März 1797, wo die Franzosen dort einmarschierten: sie gaben zwar die Stadt am 14. April wieder auf, erschienen aber zu Ende dieses Monats nochmals, um nun bis zum 24. Mai zu bleiben; diesmal war auch ihr sieggekrönter Führer mit ihnen. Da war denn auf keinen Fall mehr des Bleibens für unsere Vertriebenen.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Brünn ließ sich die Mutter mit einem Theile der Kinder in Wiener-Neustadt nieder, das ihnen wohl vom Kaiser zum Aufenthalte bestimmt worden war; der Erzherzog war viel in Wien, wo er im Belvedere wohnte; er scheint auch die älteren Söhne meist bei sich gehabt zu haben; übrigens war er viel auf Reisen. Inzwischen hatte Österreich seinen Frieden mit Frankreich gemacht und damit war auch das Schicksal der Familie für die nächste Zeit besiegelt worden. Ein Artikel des Vertrages von Campo Formio hatte die Abtretung der Lombardei sowie Modenas an die cisalpinische Republik festgesetzt; ein anderer Artikel dagegen bestimmt, dass die Güter des Erzherzogs Ferdinand in den abgetretenen Ländern ihm unter der Bedingung zurückgegeben werden sollten, dass er sie binnen drei Jahren verkaufe. Dem Herzog von Modena war das Breisgau

und die Ortenau in Aussicht gestellt worden. Aber mit diesen verheißenen Entschädigungen hatte es seine guten Wege. Ercole d'Este kam nie in den Besitz der ihm zugesicherten Länder, er starb hernach 1803 auf venetianischem Boden. Das erzherzogliche Paar scheint wohl einen Theil seiner Besitzungen erhalten zu haben, aber welche Sorgen, welche Verluste musste deren überhasteter Verkauf bereiten! Dazu kam, dass des mütterlichen Erbgutes der Erzherzogin, Massas und Carraras, in dem Frieden von Campo Formio gar nicht gedacht worden war! Sollten sie es ganz verloren geben? Wir finden denn während der nächsten Jahre den Erzherzog unablässig bemüht, zu retten, was noch zu retten war: bald ist er in Treviso beim Schwiegervater, bald draußen im Reich an Fürstenhöfen. Er erreichte wenig oder nichts. »Unsere Interessen sind zu Luneville ebenso geopfert worden, wie zu Campo Formio,« schrieb ihm 1801 Beatrix, sie unterzeichnet ihre Briefe »die unglückliche und unterdrückte Maria Beatrix.« *) Nach dem Tode des söhnelosen Ercole war Ferdinand für seine Gattin Erbe von dessen Ansprüchen auf das Breisgau und die Ortenau. Der Reichs-Deputations-Hauptschluss vom 25. Februar 1803 sprach ihm beides auch zu: einen Augenblick mochte die unglückliche Familie sich mit der Hoffnung schmeicheln, dort, am Rhein, an den Abhängen des Schwarzwaldes, eine neue Heimat, ein neues Fürstenthum gefunden zu haben. Aber es kam der Krieg von 1805 und Österreichs neues Unglück. Der 8. Artikel des Press-

---

*) Brief vom 21. Februar 1801. E. A.

burger Friedens setzte die Abtretung jener Gebiete an Baden fest; allerdings verhieß dafür der 12. Artikel »eine ganze und volle Entschädigung« in möglichst kurzer Frist, aber noch 1809 — Erzherzog Ferdinand war darüber gestorben — führte Österreich die Nichtausführung dieses Artikels unter den Gründen an, die es zu einem neuerlichen Kampfe drängten.

Neustadt war bis 1784 ein Bischofssitz gewesen. Was aber die Stadt durch dessen Verlegung nach St. Pölten an Bedeutung verloren hatte, gewann sie auf der anderen Seite durch die Anlegung des Schifffahrts-Canales, der 1793 begonnen, 1796 beendet wurde, und den Aufschwung der österreichischen Seiden-Industrie in den letzten Decennien des Jahrhundertes, an dem auch Wiener-Neustadt theilnahm: die Firma Christoph Andrä, später Bräunlich und Andrä, arbeitete mit mehr als 200 Stühlen. Auch fehlte es nicht ganz an geistiger Anregung: an der Militär-Akademie, welcher von 1805 an der unvergessliche Erzherzog Johann als Ober-Director vorstand, wirkte eine Reihe von hochgebildeten Officieren als Lehrer; in dem Cistercienserstift Neukloster konnte im Jahre 1809 ein Gymnasium, dessen die Stadt seit Aufhebung des Jesuitenordens hatte entbehren müssen, eröffnet werden; auch gab es ein Theater, von dessen Geschichte bis jetzt freilich so gut wie nichts bekannt geworden ist; wir wissen nur, dass es 1796 am Namenstage des Kaisers als Schauplatz eines patriotischen Festes gedient hat: zuerst wurde »eine Symphonie mit dem Paukenschlag von dem berühmten Kapellmeister Haydn, dann ein Concert auf dem Fortepiano von der jün-

geren Gräfin Fräulein von Heißenstamm, endlich Rautenstrauch's Cantate zu Ehren des Erzherzogs Karl, »Der Retter in Gefahr,« wobei Sänger und Sängerinnen des Wiener Hoftheaters mitwirkten, zur Aufführung gebracht«. Da Neustadt an der Heerstraße, die von Wien über den Semmering führt, gelegen ist, und damals häufig als letzte Nachtstation vor der Residenzstadt verwendet wurde, so kamen nicht selten Reisende dahin, die dann wohl auch die Sehenswürdigkeiten der Stadt — die drei Hauptkirchen, die Sammlungen des Neuklosters, die Denksäule vor dem Wienerthor — besichtigten. Selbst Papst Pius VI. hat dies auf seiner berühmten Reise nach Wien zu thun nicht versäumt.

Die Erzherzogin nahm Wohnung im Neukloster, das stattliche Repräsentationsräume besitzt; sie wohnte im zweiten Stock des äußeren Hofes, über dem Prälatentract, in den Räumlichkeiten, wo jetzt das Museum des Klosters untergebracht ist: die Fenster dieses Flügels sehen nach Osten und gewähren Ausblick auf den großen Stiftsgarten und, über diesen hinaus, auf die Ebene bis nach Ungarn hinein. Der Abt, der während der ersten Hälfte des erzherzoglichen Aufenthalts im Kloster waltete, hieß Alberich Stingl. Die Sacristei bewahrt noch ein Messgewand, Silberbrocat mit Goldstickerei, das Maria Beatrix zu dessen Secundiz gespendet hat. Als Alberich starb, ließen ihm beide Gatten in der Kirche des Klosters neben dem Speisaltar ein Monument setzen, dessen lateinische Inschrift zugleich an ihr eigenes Geschick erinnert: Ferdinandus Archidux Austriæ — so lautet sie — et

M. Beatrix Atest Atestina Conjux Oppressa A Gallis Italia Et Sedibus Suis Expulsis Ab Eo Peramanter Triennio Excepti Hospiti Bene Merenti Grati Animi M. P. (Monumentum Posuerunt). Diese Zeilen geben zugleich das beiläufige Datum für die Ansiedlung der erzherzoglichen Familie in Neustadt.

Von Maria Luigia ist auch für die Jahre des Neustädter Exils nur gar wenig überliefert. Einige Briefe der Mutter an sie geben ein schwach umrissenes Bild der kleinen Prinzessin. Sie war darnach mit acht oder neun Jahren keineswegs ein Musterkind: die Hauptvorwürfe, die die Mutter an sie richtet, sind, dass sie nicht sanft, nicht geduldig genug ist, sich ihrer Aja nicht immer fügen will, ihrer Umgebung mit Heftigkeit begegnet: »Verwende recht viel Sorgfalt darauf,« schreibt sie ihr von Triest, »Deinen Catechismus zu wiederholen; denke immer daran, dass Du nicht heftig werden sollst, mache Dir eine Gewohnheit daraus, mit ihnen allen Personen, die um Dich sind, artig zu sein und sei ihnen dankbar dafür, wenn sie Dich wegen Deiner Fehler ermahnen.« Das Jahr darauf, da sie mit dem Vater in Adelsberg ist, bekommt sie wieder eine mütterliche Ermahnung: »Nimm Dir an uns ein Beispiel, liebes Kind, dass man in jedem Alter und in jeder Stellung Widerwärtigkeiten und Beschwerden zu erdulden hat; so muss man sich denn auch frühzeitig an Geduld gewöhnen und unsern eigenen Willen und unser Vergnügen zu opfern lernen, damit wir uns später in die Kümmernisse, die uns das Leben bringt, fügen und weniger unter ihnen leiden.« Aber die kleine Luigia nimmt sich diese Lehren nicht sehr zu Herzen; bald darauf

erhält sie von Mama einen recht strengen Brief: »Es hat mir einen großen Schmerz bereitet,« schreibt die Erzherzogin, »zu erfahren, dass Papa in vielen Beziehungen sehr unzufrieden mit Dir war, und ich bin darüber umso betrübter, als Du mir bei der Abreise von hier so gute Versprechungen gemacht und sie in Deinen Briefen erneuert hast ... Ohne den Beistand Gottes wirst Du bei Deiner üblen Gewohnheit, Dich schief zu halten, nicht vermeiden können, verwachsen zu werden, Du wirst auch nicht so gut, sanft und geduldig werden können, wie ich es gerne möchte. Und so musst Du denn von ganzem Herzen zu Gott beten, damit er Dir seine Hilfe zutheil werden lässt, musst diese aber auch zu verdienen suchen, indem Du der heiligen Messe mit Sammlung und Andacht beiwohnst ...« Diese Strafpredigt machte denn doch Eindruck auf die kleine Sünderin und ein paar Wochen später sendet die Aja gute Berichte über sie an die Mutter. Immer noch gibt es aber viel zu ermahnen, besonders was ihre schlechte Haltung und ihre Ungeduld anlangt. Erst mit dem Jahre 1800, da sie dreizehn Jahre alt geworden war, verstummen die Klagen allmählich. Trotz der Lehrer, die im Hause weilen, gibt doch die Mutter ihr immer noch selbst Unterricht, und wenn sie nach Wien muss und dort festgehalten wird, bedauert sie, dass sie die Lectionen versäumt. 1803 drückt sie wiederholt ihre Zufriedenheit mit den — italienisch geschriebenen — Briefen des Töchterleins, sowohl was die Schrift, als was Grammatik und Stil betrifft, aus. Die wenigen, die davon erhalten sind, bekräftigen dieses Lob vollauf. Wir erfahren auch, dass Maria Beatrix die

Kleine in der römischen Geschichte unterrichtete: Luigia schreibt das Gelernte sauber ab und füllt damit 15 Hefte, was ihr viel Vergnügen macht. Auch im Zeichnen und Malen erhält sie Unterricht, aber von einem Lehrer; Handarbeiten sind gleichfalls nicht vergessen. Ihre kindlichen Briefe sind voll zärtlicher Liebesversicherungen und Versprechungen; sie vergisst nie, dem Papa »demüthig die Hand zu küssen«.*)

Wohlthätiger und bildender aber als all der Unterricht, dessen sich das heranwachsende Mädchen erfreute, war das fortdauernde schöne Verhältnis der beiden Eltern zueinander: Es schien mit den Jahren immer inniger zu werden. »Verzeih mir,« schrieb Maria Beatrix am Sylvesterabend von Neustadt an den Gemahl, »wenn ich im Lauf dieses Jahres oder seiner traurigen Vorgänger bisweilen missmuthig und übler Laune war; Du weißt ja doch und bist gewiss überzeugt davon, dass Deine alte Frau auch dann, wenn sie ein langes Gesicht macht, Dich immer mit derselben lebhaften und zärtlichen Liebe liebt und diese Liebe durch alle Stürme des Schicksals nicht verändert werden kann. Du hast mir so zärtlich geschrieben, dass Du nach dem Wohlbefinden und dem Glück, wie Du es 1801 aus unserer Ehe geschöpft hast, auch ein recht gutes 1802 erwartest, und noch andere solche Zuckersachen, an denen ich mich recht gelabt habe: das ist wohl die schönste Gratulation, die ich bekommen kann und macht gutes Blut; ich danke Dir von Herzen und von

*) Briefe von Maria Beatrix vom 14. Sept. und 6. Nov. 1796, vom 11. und 24. Februar, vom 14. März 1797, vom 26. Juli 1802 und der Erzherzogin Maria Luigia vom 30. Juli, 19. und 21. August 1803. E. A.

ganzem Herzen werde ich alles thun, um Dich glücklich zu machen, so weit ich es vermag. In allem andern vertrauen wir auf Gott und vor allem bitte ich ihn, Dich mir und unseren Kindern zu bewahren; das ist 99 Procent meiner Existenz, das Übrige nichts im Vergleich damit . . . Morgen beim Erwachen werde ich mir meinen geliebten Grafen Traun*) mit unsern süßen Kindern in Gala vorstellen, und dann werde ich an die Details der Etikette denken, die mir nun nur mehr wie gewisse alte Inschriften erscheinen, von denen man bloß hie und da eine Silbe lesen kann und das Übrige erräth.« Ein andermal schreibt sie, sie sei sehr zeitig aufgewacht, nicht wegen des Hustens, sondern infolge der düstern Gedanken über ihre unglückliche Lage — »aber am Grunde des dunkeln Bildes erblicke ich meinen theuren Ferdinand mit allen seinen guten Eigenschaften und ich sehe sein Herz, das mir gehört, und das beruhigt mich wieder und erhellt das Dunkel auf dem Gemälde.« **) So sind alle ihre Briefe; die seinen sind weniger beredt, weniger zierlich und geistvoll in den Wendungen, aber sie athmen dieselbe Liebe. Die Hausgenossen umfassen sie beide mit gleichem Wohlwollen: besonders Maria Beatrix lässt, wenn sie abwesend ist, jeden einzelnen grüßen, sie hat bisweilen eine so lange Liste von solchen zu Grüßenden, dass sie dabei an das Register von Don Juans Schönen denkt.

Im Jahre 1803 kaufte die Erzherzogin das jetzige Mensdorff-Pouilly'sche Haus am Minoritenplatz Nr. 4: im Juli dieses Jahres schreibt sie an Luigia, sie hätte deren Zimmer in dem neuen Hause

*) Unter diesem Namen reiste der Erzherzog öfters.

**) Briefe vom 31. December und 23. Februar 1801. E. A.

angesehen, die nicht groß, aber hell seien und eine schöne Aussicht hätten, auch würden ihr die Tapeten darin gefallen. Bald darauf scheint die Familie Neustadt für immer verlassen zu haben, wenigstens sind keine Briefe aus den folgenden Jahren von Neustadt datiert. Überhaupt wird die Correspondenz der Familienglieder unter sich in der Zeit zwischen 1803 und 1808 so dürftig, dass wir annehmen dürfen, sie seien da recht viel zusammen gewesen. Diesem Umstand aber ist es zuzuschreiben, dass wir über unsere Heldin in der Zeit, da sie zur Jungfrau erblühte, nichts mittheilen können. Von den Brüdern traten Franz, Ferdinand und Maximilian, der 1803 in den deutschen Orden aufgenommen worden war, in die Armee ein; Karl Ambros, der Lieblingsbruder Luigias, widmete sich dem geistlichen Beruf und war mit zweiundzwanzig Jahren bereits Bischof von Waitzen.

Das Jahr 1806 verhängte über die Familie und besonders über Maria Beatrix neues schweres Unglück: Erzherzog Ferdinand erkrankte an der Brustwassersucht und starb am Weihnachtsabend in dem Palais am Minoritenplatz in den Armen seiner verzweifelten Gattin, umgeben von den meisten seiner Kinder. Den letzten Brief, den Maria Beatrix von ihm erhalten hatte — er ist datiert vom 17. August 1806 — hat sie in ein besonderes Couvert eingeschlagen, das die Aufschrift trägt: »Kostbarster und allzu früh allerletzter Brief meines besten Gatten an mich.« Er liegt nun im Archiv bei den übrigen Briefen; nicht ohne Rührung nehmen wir das vergilbte Papier in die Hand.

Das folgende Jahr brachte einen Todesfall, der dem Geschick Luigias die unerwartetste Wendung

geben sollte: am 12. April 1807 starb nach kurzer Krankheit die zweite Gemahlin des Kaisers Franz, Maria Theresia, Tochter Maria Karolinas von Neapel, im Alter von 34 Jahren; sie hinterließ ihrem Gemahl acht Kinder — vier Knaben und vier Mädchen — von denen das älteste noch nicht 16 Jahre alt war. Der Kaiser war so erschüttert, dass er sich unfähig fühlte, den letzten Ehren beizuwohnen, die das Hofceremoniell vorschrieb. Er reiste mit seinen ältesten Kindern Maria Louise und Ferdinand, dem Kronprinzen, der damals 14 Jahre zählte, nach Ofen, wo ihm unter anderen auch Karl Ambros, der jüngste Sohn Maria Beatricens, Gesellschaft leistete. Während der Abwesenheit des Kaisers von Wien scheint Maria Beatrix eine Art mütterlicher Aufsicht über die verwaisten kaiserlichen Kinder geführt zu haben. Im Herbst desselben Jahres, da der Kaiser wieder verreiste, war dies gewiss der Fall. Sie erschien nun in Begleitung Luigias öfters in der Hofburg, um ihre Neffen und Nichten zu besuchen, und diese kamen auch zu ihr in ihr Palais. Die beiden Louisen, zwischen denen nur ein Altersunterschied von 4 Jahren bestand, verkehrten in freundschaftlicher Weise. Sowohl die Mutter wie die Tochter berichteten über ihre Besuche an den Kaiser. »Ich hatte das Vergnügen, die Erzherzogin Louise zu sehen,« schreibt Luigia am 12. December, »die ich in voller Gesundheit traf. Sie hat mir wie jedesmal unendlich viel Freundschaft gezeigt und Eure Majestät waren der lebhafteste Gegenstand unserer Gespräche.«



III. CAPITEL.

Verlobung und Hochzeitsfeier.

Kaiser Franz stand damals in seinem vierzigsten Jahre. In seinem zweiundzwanzigsten Jahre hatte er bereits seine erste Gemahlin, Elisabeth von Würtemberg, verloren. Kaum sechs Monate darnach hatte er wieder geheiratet, eben jene Maria Theresia von Neapel. Mit dieser war er sehr glücklich gewesen, sie war ebenso schlicht-bürgerlich und häuslich wie er, ebenso pflichtgetreu. Sie wird uns geschildert, wie sie in früher Stunde im einfachsten Morgenhäubchen und einem Überrock von leichtem, gelb und roth gedrucktem Seidenzeug, Flander genannt und damals allgemein zu Hauskleidern benützt — ein leinenes Tuch um den Nacken geschlagen, einfach wie eine Bürgersfrau zu ihrer Freundin, der Gräfin Wratislaw, kam, etwa um bei ihr einen dürftigen Knaben zu sehen, der ihr für einen Stiftplatz empfohlen worden war. »Gieng sie in Begleitung einer Hofdame über die Bastei oder im Augarten spazieren, so blieb kein Bettler unbeschenkt, kein zerlumpter Junge ungefragt um Eltern und Verhältnisse, jedes schöne Kind musste heran, Wärterinnen, die ihre Kleinen einer Gefahr aussetzten, wurden ermahnt. Die Briefe, die sie mit ihrer

Mutter wechselte, zeigen sie ganz von hausmütterlichen Sorgen erfüllt. In der Erziehung ihrer Töchter handelte sie nach dem Grundsatze, es sei nothwendig, sie so lang wie möglich fern von der großen Welt zu halten. Während der schrecklichen Krise von 1805 war sie, an den Flecken erkrankt, in Schlesien gelegen, fern von Gemahl und Kindern, täglich durch schlimme Nachrichten vom Kriegsschauplatz geängstigt. Dennoch hatte sie die Kraft gefunden, dem Kaiser zu schreiben: »Wegen meiner thue keinen Schritt, welcher Dir und dem Staat schädlich sey.«

Kaiser Franz ertrug es nicht lange, allein zu bleiben. Er war immer von streng sittlicher Lebensführung gewesen und forderte eine solche auch von anderen; noch in jungen Jahren hatte er einmal seinem Gesandten, der mit wichtigen Nachrichten von Paris heimkehrte, Vorstellungen über dessen leichtfertigen Lebenswandel gemacht. Aber die Ehe war ihm, wie ein Schriftsteller der Zeit sagt, »sittliches Bedürfnis.« Zu einer neuen Verbindung mussten übrigens diesmal auch die zahlreichen Kinder drängen, von denen ihm einige durch Kränklichkeit und langsame Entwicklung schwere Sorge bereiteten. Und so entschloss er sich denn rasch, zum drittenmal zu freien. Eine Partei des Wiener Hofes beabsichtigte, ihn mit einer sächsischen Prinzessin zu vermählen und es wurden bereits die nöthigen Unterhandlungen eingeleitet. Da soll aber Napoleon auf den Dresdener Hof eingewirkt haben, dass die Prinzessin erklärte, sie werde niemals heiraten. Nun hielt der Kaiser um die Hand seiner Base Maria Luigia an: zu Anfang August wussten schon die fremden Diplo-

maten darum; am 22. dieses Monats war die Sache abgemacht.

Aus der Zeit des Brautstandes der Prinzessin ist uns eine Scene bekannt, die wir einem Briefe Maria Louisens an ihren Vater entnehmen. Diese erschien am zwanzigsten Geburtstag Luigias in dem Palais auf dem Minoritenplatz und überbrachte im Namen des Kaisers, der eben von Wien abwesend war, Glückwünsche, einen Brief von ihm und Geschenke: ein Spitzenkleid, einen kostbaren Shawl und einen Strauß frischer Blumen. »Die liebe Cousine wurde vor Freuden roth,« berichtete sie darüber dem Vater, »steckte schnell den Brief in den Sack und öffnete den Korb.« Die Tante wurde herbeigerufen, Kleid und Shawl gebürend bewundert; dann erbat sich Luigia von ihrer Cousine die Erlaubnis, den Brief in ihrer Gegenwart zu lesen. »Sie stellte sich ans Fenster, erbrach ihn und laß ihn mit innigster Rührung, sie wurde dabey mehrmal feuerroth vor Freuden.« Auch die Mutter musste den Brief lesen, und beide Damen gaben ihrer Freude und ihrer Dankbarkeit wiederholt gerührten Ausdruck. »Besonders hat sie der Brief, welchen sie äußerst gnädig fanden, gefreut.« Es kamen dann die Erzherzoge Franz und Ferdinand, sowie die Geschwister Maria Louisens, um zu gratulieren. »Um ein Viertel nach Fünf giengen wir weg,« so schließt Maria Louise ihren Bericht, »nachdem die liebe Cousine mir sicher fünf- oder sechsmal aufgetragen hatte, Ihnen ihre Dankbarkeit auszudrücken. Die Cousine sieht recht gut aus und war wirklich wieder sehr schön.«

Schon am 30. December brachte die Wiener

Zeitung die Nachricht von der bevorstehenden Vermählung des Kaisers mit der Erzherzogin Maria Ludovica — so wurde sie von da an officiell genannt, um sie von der ältesten Tochter des Kaisers, Maria Louise, zu unterscheiden. Am 3. Jänner 1808 begab sich Fürst Ferdinand von Trautmannsdorf in feierlichem Aufzug, von k. k. Kämmerern und Geheimräthen begleitet, mit einem zahlreichen Gefolge und unter Cavalleriebedeckung in das Palais der Erzherzogin Maria Beatrix und brachte im Namen seines Gebieters die officielle Werbung an. In seiner Anrede hob der Fürst hervor, der Kaiser habe diese Wahl getroffen »sowohl um dadurch die aufrichtige Neigung seines Herzens zu befriedigen, als auch das Glück seiner Völker zu vermehren, indem Allerhöchstdieselbe das ruhmwürdigste Vorbild aller Geistes- und Seelengaben sowie aller weiblichen Tugenden auf den Thron erhebt und hiedurch sowie vor 70 Jahren durch die Wiedervereinigung der Häuser Habsburg und Lothringen der Glanz dieses Kaiserstaates noch mehr verherrlicht worden, ebenso auch nunmehr durch die Vereinigung mit dem in der Urzeit in gleicher Abstammung zusammentreffenden Hause Este dessen hohe Verdienste dem alten Habsburgischen Stamme einzuverleiben wünscht.«

Nachdem der kaiserliche Bote die Bitte an Maria Beatrix gerichtet hatte, seine Werbung der Prinzessin vortragen zu dürfen, wurde diese in den Saal geführt.

»Sie erschien mit jener bescheidenen Anmuth, welche ihr das Herz Sr. Majestät entgegengeführt hatte.« Der Fürst entledigte sich seines Auftrages

und »mit einer Rührung, welche in jedem Zuge sich spiegelte,« gab Maria Ludovica ihr Jawort.

Alsogleich wurde das Hochzeitsfest gerüstet. Die Trauung fand am Abend des Dreikönigstages am 6. Jänner 1808 in der Augustinerkirche statt; es vollzog sie der jugendliche Bischof von Waitzen, Ludovicas Bruder, Erzherzog Karl Ambros. Am selben Abend war freier Eintritt in allen Wiener Schauspielhäusern; eine allgemeine Beleuchtung der Stadt, welche die Bürger hatten veranstalten wollen, war nicht angenommen worden. So wie siebenunddreißig Jahre vorher die Vermählung der Mutter, wurde auch diese durch zahlreiche Wohlthaten bezeichnet.

Die Hochzeitsfeier selbst, sowie die mannigfachen Festlichkeiten, die in den nächsten Tagen folgten, sind deshalb denkwürdig, weil sie von berühmten Federn geschildert worden sind: die Weltliteratur nahm gleichsam Antheil an einem ganz intimen Ereignis des Kaiserhauses, deutsche und französische Romantik schlang ihre Gewinde um die Stufen des Thrones, als die junge italische Fürstin ihn bestieg. Es war zugleich eine Vorbedeutung: weder ein österreichischer Herrscher noch eine Herrscherin, auch Maria Theresia nicht ausgenommen, ist von der zeitgenössischen Schriftstellerwelt so oft und so enthusiastisch gepriesen worden wie es Maria Ludovica hernach geworden ist.

Der erste, der sich vernehmen ließ, war der formgewandte und feinsinnige August Wilhelm Schlegel. In der Zeitschrift »Prometheus«, herausgegeben von Seckendorf und Stoll, deren erstes Heft eben zu Anfang 1808 erschien, schrieb er

»Über die Vermählungsfeier Sr. k. k. Majestät Franz I. mit Ihrer königl. Hoheit Maria Ludovica Beatrix von Österreich.« Nach einer allgemeinen Bemerkung über die Bedeutung öffentlicher Feste fährt er also fort: »Alle Ceremonien trugen das Gepräge einer alt angestammten und mit Milde ihrer selbst bewussten Majestät an sich. Die Veranlassung war groß und beinahe einzig. Seit hundert und drei Jahren hatte man keine Vermählung eines Kaisers gesehen*); seit vielleicht noch längerer Zeit war kein so schönes Band im Schoße der erlauchtesten Familie selbst, allein durch die Wahl des Herzens geknüpft worden, ohne alle Einmischung der Staatsverhältnisse, wenn es anders nicht die höchste Staatskunst ist, gefühlvollen Völkern eine Monarchin zu geben, welche Verehrung und Liebe einflößen, welche insbesondere in Ungarns ritterlich gesinnten Edeln jene begeisterte Anhänglichkeit an ihre Fürstin hervorrufen muss, die den hinreißendsten Augenblick ihrer Geschichte bezeichnet.« Schlegel berichtet dann von dem Zug des fürstlichen Werbers am 3. Jänner und von der Trauung; von dieser sagt er, die Eigenschaften und Familienverhältnisse der bei der feierlichen Handlung zunächst betroffenen Personen hätten eine innigere Gemüthsbewegung unter den Zuschauern hervorgerufen, als die würdigste Ceremonie ohne solche Beziehung hervorzubringen vermöchte: »Man sah den Monarchen, dem unermüdete Bestrebungen für

*) Ein Irrthum; 1705 hatte keine Vermählung eines Kaisers stattgefunden, Josef I., der damals Kaiser wurde, war seit 1690 mit Wilhelmine Amalie von Braunschweig vermählt, die ihn dann weit überlebte.

das allgemeine Wohl den schönsten Lohn des Herzens als Gatte und Vater verdient haben; die junge Kaiserin, ein Bild aller weiblichen Huld, aus tiefer Eingezogenheit nun an der Hand mütterlicher Zärtlichkeit dem Altar und dem Throne entgegengeführt; in der durchlauchtigsten Mutter neben der Gekrönten ein Muster der im Unglücke bewährten Tugend; die geistlichen Insignien auf einem nah verwandten jugendlichen Haupte und die segensvolle Weihe des Himmels von brüderlichen Händen ertheilt; dann so viele bedeutende Männer aus allen Hauptstädten des Staates gegenwärtig, gleichsam als Stellvertreter der Theilnahme vieler Millionen Menschen. Alle diese zusammenwirkenden Eindrücke mussten jedes Gemüth zu einer entzückten Rührung hinreißen, wovon das Geläute der Glocken, der Donner der Kanonen, die rauschende kriegerische Musik der Leibwachen bei Annäherung des Zuges, der Jubel des zuströmenden Volkes, endlich nach vollendeter Trauung das freudig ernste Te Deum nur ein lauter vielstimmiger Widerhall zu sein schienen.«

Am 7. Jänner war Empfang der ungarischen Stände: die junge Kaiserin beantwortete den lateinischen Glückwunsch lateinisch. Abends war Hofball. Am 9. fand im Theater an der Wien eine große Opernvorstellung statt, der der ganze Hof beiwohnte: man gab »Armida« nach Quinault von Gluck, und Schlegel nahm davon Anlass, eine seiner classischen Theater-Recensionen zu schreiben, in der er sich über das Wesen der Gluck'schen Oper verbreitete. Am 10. endlich bot ein großer Maskenball in den Redoutensälen eine neue Gelegenheit, »die

öffentliche Freude in einer fröhlichen Verkleidung und den vorübergaukelnden Erfindungen einer spielenden Phantasie an den Tag zu legen.« Herren und Damen des Hofes hatten sich vereinigt, das neuvermählte Kaiserpaar mit einem Aufzug zu überraschen, der eine Gesandtschaft aus Indien, den Großmogul an der Spitze, darstellen sollte. Die Damen, die an dem bunten Aufzug theilnahmen, legten eine jede eine Blume auf einen Schild, der so zuletzt den farbenprächtigsten duftigsten Strauß enthielt, dieser wurde zugleich mit einem Gedicht von Collin, das die Blumen nach der sinnigen Weise des Orients deutete, den hohen Neuvermählten überreicht. Hierauf folgte ein Tanz, und als dieser geendigt war, mischte sich das Kaiserpaar in das Gedränge des Saales »und die huldreiche Kaiserin ließ den Strahl ihres unwiderstehlichen Lächelns sich überallhin verbreiten und sagte allen Damen ihrer Bekanntschaft, die ihr begegneten, einige verbindliche Worte. Man hat nachher mit Bewunderung bemerkt, wie diese Monarchin bei bedeutenderen Gelegenheiten, z. B. beim Empfang der Abgeordneten von den Ständen der verschiedenen Reiche und Länder immer das Angemessenste, selbstgedacht und selbstempfunden, mit einem erleuchteten Wohlwollen zu sagen wusste, und wie das, was man für eine Frucht langer Beobachtung der großen Welt hätte halten sollen, bei ihr als natürliche Gabe und als der reine Ausdruck eines für die höchste Stelle geborenen Gemüthes erschien«.

Die Beschreibung Schlegels wurde damals viel gelesen, denn der »Prometheus« war ein literarisches Organ, an das man große Hoffnungen knüpfte, er

zählte zu seinen Mitarbeitern keinen geringeren als Goethe; aber wie es mit Journalartikeln zu geschehen pflegt, sie war rasch vergessen und erst vierzig Jahre später trat sie in den gesammelten Schriften Schlegels wieder ans Licht. Dagegen erschien die zweite Schilderung der Hochzeitsfeier in einem Buch, das seinen Weg durch die ganze gebildete Welt nahm, ja das ein Markstein in der Geistesentwicklung einer großen Nation bildete, in der Frau von Staël »Deutschland«. In dem siebenten Capitel, das von Wien im allgemeinen handelt, fand sie es am Platze, von dem Feste zu reden. »Ich war im Jahre 1808 in Wien,« erzählt sie, »als der Kaiser Franz II. sich mit der Tochter seines Vaterbruders, des verstorbenen Erzherzogs von Mailand und der Erzherzogin Beatrix, der letzten Prinzessin aus dem Hause Este, vermählte, welches Ariost und Tasso um die Wette besungen haben. Der Erzherzog Ferdinand und seine erhabene Gattin sahen sich beiderseits ihrer Länder durch die Kriegsereignisse beraubt, und die in jenen grausamen Zeiten erzogene junge Kaiserin vereinigte in sich das doppelte Interesse der Größe und des Unglücks. Die Neigung allein, sonst keine politische Rücksicht, schloss diese in jeder Hinsicht ehrenvolle Verbindung. Man fühlte zugleich eine geheime Sympathie und eine tiefe Ehrfurcht, je nachdem man an den Familienbund dachte, der eine solche Ehe den unsrigen naherückte oder an den hohen Rang, der sie so weit von uns entfernte. Ein junger Prinz aus der kaiserlichen Familie, der Bischof von Waitzen, traute seinen Souverän mit seiner Schwester; die Mutter der Kaiserin, deren Tugenden und Einsichten

mächtig über ihre Kinder walten, stieg für einen Augenblick zu den Unterthanen ihrer Tochter herab und trat mit einem Gemisch von Nachgiebigkeit und Würde hinter ihr einher, was zugleich an die Rechte der Krone und an die der Natur mahnte. Die Brüder des Kaisers und der Kaiserin, insgesammt Diener des Staates im Felde oder im Cabinet, auf höheren oder niedrigeren Stufen, und alle gleich sehr dem öffentlichen Wohl ergeben, folgten dem kaiserlichen Paare zur Kirche, in welcher die Großen der Monarchie, die Gemahlinnen, Töchter und Mütter der ältesten Edelleute aus den germanischen Stämmen versammelt waren. Man hatte zur Verherrlichung des Festes keine neuen Bestellungen gemacht; hinreichend war's zur Pracht, was man bereits besaß, zur Schau zu bringen. Das Geschmeide der Dame war ein Familiengut; ihre Juwelen, von Mutter auf Tochter vererbt, schmückten die Jugend mit den Erinnerungen der Vorzeit; das ehrwürdige Alter der Jahrhunderte zeigte sich in der Gegenwart und dem Auge strahlte eine Pracht entgegen, die das Werk mehrerer Zeitalter war, die aber dem Volke keine neuen Opfer kostete.«

Zu diesen vornehmen fremden Stimmen gesellten sich bescheidenere einheimische. In den »Briefen des jungen Eipeldauers an seinen Herrn Vettern in Kagran«, einem im Dialect geschriebenen Volksblatt in der Art des späteren »Hans Jörgel von Gumpoldskirchen«, wird des Hochzeitsfestes gleichfalls gedacht: »Ja, Herr Vetter, das neue Ehband muss glücklich sein,« heißt es da, »denn Braut und Bräutigam haben sich nicht durch ein Porträt kennen glernt, wie sonst unter gekrönten Häuptern der

Brauch ist, sondern sie haben sich von Angsicht zu Angsicht gsehn und ihre edlen Herzen sind einander entgegenkommen und da hat also wechselseitige Lieb' das Siegel auf die glückliche Mariasch druckt.«

Es wird nicht wundernehmen, dass sich alsbald auch eine ganze Schar von Poeten einstellte, der jungen Herrin zu huldigen. Von dem Gedichte Josef Collins, der sich — durch seinen »Regulus« — damals längst schon einen Namen gemacht, war schon die Rede. Es war in Distichen abgefasst, die — wie Schlegel sagt — so gut das Sinnreiche in ihrem engen Umkreise einschließen:

»Nicht Kleinode weihen wir kühn Dir, Ludwiga, zum Brautschmuck!
Wo ein Glanzmeer wogt, zählen die Funken ja nicht.
Blumen bieten wir an, den Schmuck der liebenden Erde,
Und ihr duftender Strauß deute der Tugenden Bund.
Prange Du leuchtend hervor, o Lilie, Blume der Unschuld!
Deinem Lichte gebürt, Lilie, vor allen der Preis.
Unter dem Himmel des Throns, wie unter dem ärmlichen Strohdach,
Unschuld, wo du dich zeigst, wallet dir Huldigung auf.
Ha, wie verströmt ihr Wesen in Duft die süße Viole,
Also verhaucht Andacht liebend und selig den Geist.
Rose, du glühst, jungfräulich und sanft, den Busen verschlossen,
Weil die heilige Scheu, schüchtern, dein Inn'res bewacht.
Veilchen, ihr dränget euch noch zur Pracht der funkelnden Rose;
Auf das bescheidene Blau strahlet ihr purpurner Schein.
Also wenn die Liebe sich hold gesellet zur Freundschaft,
Mit erhöhterem Glanz lebet sie freudiger fort.
Schling' um Veilchen und Rose dich hin, und binde sie, Myrte!
Freundschaft und Liebe vereint glücklich das eh'liche Band.«

Es folgen dann Hyacinthen als Sinnbild der Freude in stürmischen Zeiten, Reseda, die das Glück der Häuslichkeit vorstellen soll, Maßlieb, »die sanfttrauernde Blume,« die Nelke, »eh'licher Treue Symbol,« die Sonnenblume, die kaiserlich ihr Haupt erhebt und die süß duftenden Pfirsichblüten. Aber selbst den Dornen und dem Rosmarin hat der Dichter eine gute Bedeutung abzugewinnen gewusst: jene vergleicht er mit den süßen Sorgen der Liebe; diesen aber, die

»— — — — Blume der Ehen und Blume der Gräber,
Nicht erschreckt uns dein Ernst. Siehe, wir binden dich bei:
Denn der Liebe heilige Glut, die freudige, reine,
Ewig flammet sie fort, über die Gräber hinaus.«

Von einer älteren Dichter-Generation stellte sich Haschka ein, der schon im Zeitalter Josef des Zweiten gesungen: er brachte eine sapphische Ode, heute so verschollen, dass sie in keiner der Wiener großen Bibliotheken mehr aufgefunden werden konnte. Schlegel erwähnt auch einen Wechselgesang in Sonetten von Karl Philipp, »worin die Genien der Vorsicht, der Liebe und des Völkerglückes sprechen,« von Gyrowetz in Musik gesetzt, der sich »durch gefälligen Wohllaut und Reinheit der Sprache empfehle, ohne auf Eigenthümlichkeit und Tiefe Anspruch machen zu können;« ferner eine anakreontische Ode an die Taube der Venus von A. F. Drexler, die zart und niedlich genug sei; endlich eine Idylle von einem ungenannten Verfasser, der in eine ländliche Hütte einführt und einem Zuschauer aus dem Volke die Beschreibung der Vermählungsfeier in den Mund legt: »Dem ursprünglichen Begriffe der Idylle

ist dieser Gedanke ganz gemäß,« fügt der strenge Kunstrichter, diesmal freilich etwas zur Milde geneigt, hinzu, »eine ähnliche Wendung liegt den Adoniazusen des Theokrit zugrunde.«

Sehr bedeutend betheiligte sich auch an dem Wettstreit zur Verherrlichung der jungen Herrscherin die italienische Dichtkunst der Zeit: natürlich, da Maria Ludovica nicht nur durch die mütterliche Herkunft, sondern auch durch Geburt und — zum Theil wenigstens — durch Erziehung und Bildung Italienerin war. Der ehrwürdige Bondi, der schon die Vermählung der Mutter poetisch gefeiert hatte, meldete sich vor allen: er widmete »Sonetti epitalamici«, die in der Wiener Officin von Degen in einer riesigen Prachtausgabe gedruckt wurden. Das erste Sonett — es trägt das Motto: »O Digna Jovis et soror et conjux« — vergleicht die junge Fürstin mit einem Edelstein, der lange unbeachtet in des Berges Dunkel verborgen wohnt, wenn er aber ans Tageslicht tritt, umso heller strahlt und würdig ist, in einem königlichen Diadem zu glänzen: »nun geh,« ruft er aus, »es verlangt nach Dir der allgemeine Wunsch, des Volkes Liebe .....«

»Or va; te il voto, e l'esultante appella
Publico amor, va de' tuoi pregi onusta
Sul soglio a scintillar, gemma novella;
Del sangue i dritti di regal corona,
Dal ciel ne avesti le virtù, d'Augusta
Mancava il nome sol; Cesare la dona.«

In dem folgenden Gedicht werden die Gaben aufgezählt, mit denen die Grazien das fürstliche Kind bei der Geburt ausgestattet haben; Jupiter aber

lächelte dazu: »Nun sei es meine Sorge, eine Seele ihr zu bilden, die schöner noch sei, als ihre reizende Gestalt«:

»— — — — — — — — Or mia cura
Sia di formarle un anima che sia
Più bella ancor di si gentil figura.«

In dem fünften und sechsten Sonett besingt Bondi die schöne Verschlingung des friedlichen Ölzweiges mit der Myrte, indem er diesen Ehebund als eine Bürgschaft dauernden Friedens ansieht.

»Ghirlande ai rami appendono votive,
Ninfe e pastor, danzando in lieta schiera,
Ma solo al suon di cetere giulive
Nè più di tromba qui bellico squillo
Turbi il felice popolo che spera
Seder sotto la doppia ombra tranquillo.«

Schlegel nennt den Stil der Bondi'schen Sonette von classischer Reinheit, den Versbau voll und harmonisch, die Bilder würdig, den Ausdruck zugleich zierlich und gedrängt.

Mehr die persönlichen Beziehungen der Vermählten fasste das Gedicht des Abbate Bagnoli, der durch verschiedene Dramen und Oratorien rühmlich bekannt war, ins Auge. »Er feiert die weise und liebevolle Sorgfalt, womit die durchlauchtigste Mutter ihre Tochter in stiller Eingezogenheit zu allem Vortrefflichen gebildet, dann wendet er sich zu dem vielfachen Ruhme des Hauses Este, verherrlicht besonders dessen hochgesinnte Frauen und führt heldenmüthige Züge von zweien an, welche den Namen Beatrice führten; er ruft die Schatten

des Ariost und Tasso auf, geht zur Lobpreisung der Ahnen des regierenden Monarchen und seiner eigenen verehrungswürdigen Eigenschaften über und schließt mit feierlichen Wünschen und heilverkündenden Weissagungen. Eine reiche Ader von poetischem Schmuck strömt durch das Ganze hin, das sich überall auf gleicher Höhe erhält.« So Schlegel. Er gedenkt dann noch eines Gedichtes des »geistvollen« Carpani in mailändischer Mundart als der Volkssprache des Geburtsortes der neuvermählten Kaiserin, das nicht im Druck erschienen sei. »Man kennt,« setzt er hinzu, »die naive Grazie der italienischen Dialecte: der Dichter hat das Vorrecht, welches ihm die Verkleidung gab, sich mit einer gewissen vertraulichen Offenheit der Majestät zu nähern, sehr gut zu benutzen gewusst, sein Lied spielt ganz auf die eigensten Verhältnisse an und erscheint in seiner leichten, fröhlichen Weise als ein wahrer Erguss des Herzens.«

Dass fürstliche Hochzeiten Anlass zu prosaischen und poetischen Huldigungen geben, ist etwas Gewöhnliches. Diesmal aber sind die, welche die Huldigungen darbringen, hervorragend und dann ist, was sie sagen, weniger als sonst leere Schmeichelei. Über die Schönheit und Anmuth, den Geist und das Herz der neuen Kaiserin urtheilen die Gesandten der fremden Mächte in ihren vertraulichen Berichten nicht minder enthusiastisch als die Poeten in ihren Hochzeitscarmen: der preußische Gesandte Graf Finkenstein hatte sie vor der Hochzeit seinem Hofe hochgerühmt, der päpstliche Nuntius schrieb nun nach Rom, die Fremden müssten die beneiden, die das Glück hätten ihre Unterthanen zu sein. Freilich

ob ihre Vorzüge sich auch auf der Bühne der großen Welt behaupten würden, musste erst die Zukunft lehren. Denn darin irrte der gute Abbate Bondi: eine Aera des Friedens sollte dieser Ehebund nicht begründen und nicht der Ölzweig, sondern der kriegerische Lorbeer nur konnte mit diesen Myrten sich vereinen. Alsbald wurde das persönliche Schicksal der zwanzigjährigen Fürstin mit dem großen Schicksal Europas verflochten.



IV. CAPITEL.

Auf der Bühne der Welt.

Es war ein bedeutungsvoller Moment in der Geschichte Österreichs, als Maria Ludovica als Kaiserin in die alte Wiener Hofburg einzog. Eben bereitete man sich noch einmal zu heroischem Widerstand gegen die Napoleonische Weltmacht vor. Es gab wohl eine Partei am Hofe, die für den Frieden war, und der vornehmste Heerführer des Reiches, Erzherzog Karl, selbst gehörte ihr an. Aber der Minister, der an der Spitze der Geschäfte stand, Graf Philipp Stadion, wenn er auch gewillt war, noch eine Zeitlang Frieden zu halten, da auch er wie Karl die Wehrkraft der Monarchie dem französischen Gegner noch nicht gewachsen meinte, hat doch den Gedanken, dass Österreich noch einmal in den großen Weltkampf gegen Napoleon eintreten müsse und solle, niemals aufgegeben. Er war — aus uraltem reichsfreien Geschlechte stammend — nach Österreich gekommen, um, wie Hormayr sagt, den deutschen Kaiser da zu finden, »den Bewahrer der Gesetze, den Vertreter alter großer Erinnerungen, das Sinnbild und den Verfechter deutscher Ehre gegen das Ausland.« In diesem Sinne diente er ihm. Als er die Regierung

des Staates übernahm, blutete dieser noch an den schweren Wunden, die der Krieg von 1805 ihm geschlagen: zuerst galt es diese heilen und dann harren, bis eine gute Stunde schlug. Die Jahre 1806 und 1807 giengen darüber hin, Kaiser Franz hatte die tausendjährige Krone des deutschen Reiches niederlegen müssen, das Reich selbst hatte sich aufgelöst. Preußen war unter wenigen furchtbaren Schlägen beinahe vernichtet zusammengebrochen. Zwischen Nachgiebigkeit, zu der Klugheit und das Gebot der Selbsterhaltung riethen, und Regungen des Widerstandes, den eine tiefe Antipathie und das Gefühl der Ehre forderten, schwankte die Regierung während dieses Zeitraumes hin und her. Aber müßig war man nicht geblieben. Darin war Stadion, den man wohl auch als das Haupt der Kriegspartei bezeichnete, mit Erzherzog Karl eines Sinnes, dass man im Innern der Monarchie die vollste Thatkraft entfalten müsse. Die Gebrechen der Verwaltung sollten beseitigt, der Gemeingeist gestärkt, dem Thron sein verlorenes Ansehen im eigenen Volke wiedergegeben werden. Mehr als ein Decennium hatte man Krieg geführt, Wohlstand und Credit zerrüttet, seine vorwaltende Stellung in Europa verloren und niemand hatte daran gedacht, die Geister zu Hilfe zu rufen, die in den Tiefen des Volkes schlummerten. Dies sollte nun geschehen.

Nicht eine Reformperiode, wie sie Stein für Preußen eröffnete, führte Graf Stadion herauf. Was Stein in Preußen erst thun musste — die Befreiung des Landvolkes von der Hörigkeit — war in Österreich längst geschehen; zu einer durchgreifenden Reorganisation der Verwaltung ist Stadion

nie gekommen, wenn auch einzelne Mängel gebessert wurden, und die Autonomie der Provinzen und Städte wurde auch durch ihn nicht wieder hergestellt. Wie der Geschichtsschreiber Niebuhr damals schon erkannte, lag der Systemwechsel, der durch Stadion vollzogen wurde, nur in der veränderten Haltung der Regierung gegenüber den Bürgern des Staates. Auf die Stimmung, die in den Völkern der Monarchie herrschte, auf die Ideen und Empfindungen, von denen sie erfüllt waren, hatten die früheren Rathgeber des Kaisers sehr wenig geachtet: ihr Gesichtskreis umfasste nur die Cabinette der europäischen Höfe, die Kanzleien und Kasernen. Stadion rechnete auch mit andern Kräften. Er gedachte, die Einzelnen dem Staat näher zu bringen: dazu sollte ihren Blicken ein weiterer Ausblick in die Welthändel eröffnet, an die Vorzeit, an die ruhmvolle Vergangenheit des Staates und der Dynastie, an die Thaten der Väter sollte erinnert werden; redlicher Handel und Wandel, frommer häuslicher Sinn durften nicht länger die bürgerliche Pflicht zu erschöpfen scheinen: ein denkwürdiges Rescript verkündete »Lösung der Geistesfesseln, allseitige Förderung jedes rühmlichen und gemeinnützigen Strebens«. In den Kundgebungen der Regierung trat an die Stelle des patriarchalischen Gebotes an die »Unterthanen« der Appell an die Einsicht und die Opferwilligkeit der »achtungswürdigen Bürger«. Durch Gründung von Schulen, von Gesellschaften zur Förderung vaterländischer Geschichtskunde, durch Auszeichnungen jeder hervorragenden Leistung auf dem Gebiete geistiger und materieller Cultur suchte man das

private Leben enger wie bisher an den Staat zu knüpfen.

Von der größten Bedeutung musste bei einer solchen Tendenz der Regierung die Persönlichkeit der Herrschenden sein: in ihnen stellte sich gleichsam das schwer fassbare Abstractum Staat persönlich und lebendig dar. Kaiser Franz begriff die Rolle, die ihm zukam, und suchte ihr gerecht zu werden, so gut er konnte. Dieser Fürst ist von einer späteren parteiischen Geschichtsschreibung arg verlästert worden. Es ist wahr, zu den seltenen Herrschern von dem Schlage der Maria Theresia gehört er nicht, ihm fehlte der ideale Schwung eines Josef, die fein vorschauende Klugheit eines Leopold, aber er war weder ein willenloses Werkzeug in den Händen seiner Rathgeber, wie die einen, noch ein schlimmer Gewaltherrscher, wie die andern wollen. Kaiser Josef hatte einst über ihn, da er als blutjunger Erzherzog in die Regierungsschule des strengen Oheims gieng, ein sehr hartes Urtheil über ihn ausgesprochen, aber dies entsprang — wie einsichtsvolle Beurtheiler längst zu bedenken gaben — viel mehr den überaus hohen Anforderungen, die jener Monarch an einen künftigen Herrscher stellen zu dürfen glaubte, als dem wirklichen Wesen des Prinzen. Der Reichsritter von Lang — keineswegs ein schonungsvoller Beurtheiler — meinte einmal: »Der Kaiser Franz, wie alle seine Brüder und Kinder besitzen einen solchen schlichten und gesunden Menschenverstand und haben dabei eine so gründliche wissenschaftliche Bildung genossen, dass jeder imstande wäre, auch im bürgerlichen Leben eine

selbständige Stellung einzunehmen.« Über seine häuslichen Tugenden herrscht nur eine Stimme: ein rührendes Kalenderbildchen von 1792 zeigt ihn im Sterbegemach des Vaters, umdrängt von einer Kinderschar — den jüngeren Geschwistern, — auf dem Arme trägt er ein vierjähriges Brüderchen und so schwört er, allen ein liebreicher Vater zu sein. Kriegerische Gaben besaß er nicht, aber persönlichen Muth: während des belgischen Feldzuges von 1794, den er mitmachte, schonte er sich auf keine Weise. Er war kühl und leidenschaftslos, aber dass er aller tiefen Empfindung entbehrt hätte, wie man wohl zuweilen liest, ist nicht wahr: von der Leiche seiner zweiten Gemahlin musste ihn sein Bruder Karl mit Gewalt entfernen; er rief aus, dies sei der unglücklichste Augenblick seines Lebens. Große Schicksale wirken verschieden auf die Menschen ein: die einen erheben sie, andere drücken sie zu Boden, noch andere verhärten sie und machen sie stumpf. Ob in späteren Jahren vielleicht Platen's Wort von dem »eisigen Herzen« des Kaisers gelten mochte, lassen wir dahingestellt; in der Zeit, von der wir hier erzählen, gewiss noch nicht. Er war kein geistreicher Mann und ohne Interesse für die literarischen Bewegungen der Zeit, aber er war in hohem Grade gescheit und voll Interesse für die reale Welt, die ihn umgab. Von der Aufgabe eines Regenten hatte er vielleicht nicht die richtige, nicht eine erhabene Ansicht, aber eine sehr strenge. Er arbeitete unermüdlich am Schreibtisch, ließ sich unbequeme Reisen, die ihn aus seiner behaglichen Häuslichkeit auf Wochen und Monate entfernten, nicht verdrießen, ertheilte stundenlang Audienzen, war höchst einfach und

sparsam in seinen Vergnügungen und erzog seine Kinder gut bürgerlich-brav. Und so besaß er denn alles, was in den Augen eines einfachen, gutmüthigen Volkes, in dem es weder politische noch literarische Bewegungen gab, den vollkommenen Herrscher ausmachte.

Die weiter Blickenden, die höher Gebildeten, die Eingeweihten freilich wollten mehr: sie vermissten einen großen politischen Blick, sie fanden, dass über der peinlichsten Antheilnahme an den Einzelheiten der Verwaltung die Fähigkeit, das Ganze zu würdigen, verloren gieng, sie beklagten den Mangel an Entschlossenheit in Augenblicken ungeheurer Entscheidung. Sollte aber allen diesen unleugbaren Schwächen des Herrschers nicht abgeholfen werden können? Das Misstrauen in die eigenen Fähigkeiten, aus denen sie größtentheils entsprangen, mussten ihn ja umso zugänglicher für fremde Einflüsse machen. Wirklich war der Kaiser auch während seiner nun bereits fünfzehnjährigen Regierungszeit sehr viel von seiner Umgebung beeinflusst worden. Bis dahin hatte dies zumeist zum Unheil ausgeschlagen, da die, welche den Einfluss hatten, verblendet, kurzsichtig oder eigennützig waren. Darüber war er denn auch gegen andere von Misstrauen erfüllt worden. Wenn aber eine bedeutende Persönlichkeit an seine Seite trat, die er liebte, der er vertraute, dann musste sie die wohlthätigste Wirkung auf ihn und dadurch mittelbar auf Staat und Volk ausüben.

Eine solche Persönlichkeit war Maria Ludovica. Sie liebte ihren Gatten und wurde von ihm geliebt, so war die erste Bedingung erfüllt, die eine Einwir-

kung möglich machen konnte. Es sind später allerlei Gerüchte in Umlauf gekommen, als wäre das Verhältnis der beiden Gatten nicht das beste gewesen, da ihre Charaktere, wie man meinte, allzu verschieden waren. Aber es ist nichts Wahres daran: die Briefe, die sie ihm in den neun Jahren ihrer Ehe schrieb,



Kaiser Franz I. (1808).

lassen keinen Zweifel aufkommen, dass diese vollkommen glücklich gewesen ist. Verschieden waren sie freilich. Er war kühl und sie leidenschaftlich, er trocken und sie enthusiastisch-sentimental, er war mehr klug berechnend, sie mehr vorschauend genial; ihre Neigungen, ihre Interessen waren nicht immer

dieselben. Aber dies alles bestimmt doch nicht das Verhältnis zwischen zwei Ehegatten. Auch zwischen Maria Beatrix und ihrem Ferdinand hatten solche Unterschiede bestanden, auch zwischen Maria Theresia und ihrem Franz. Wie oft entbrennen nicht schöne und geistig hochstehende Frauen selbst für hässliche und unbedeutende Männer in dauernder Leidenschaft! Ein solches Missverhältnis gab es aber hier nicht: der Kaiser stand in voller Manneskraft damals, und war von einnehmendem Äußern — das Linkische, das ihm als Jüngling anhaftete, hatte er längst abgestreift; die Schwächen, die ihm innewohnten, offenbarten sich nur in den großen Krisen der Zeit — im täglichen Leben traten nur seine Vorzüge zutage.

Zum erstenmal tritt uns in diesen Briefen an den Gemahl die Persönlichkeit Ludovicas deutlich entgegen. Sie sind in deutscher Sprache geschrieben, die sie schriftlich doch nicht vollkommen beherrschte: Wendungen, die ihre italienische Herkunft verrathen, wechseln darin mit der ungezwungenen Ausdrucksweise des österreichischen Dialects, den sie ohne Zweifel sprach: sie sagt »häst« statt hättest, »thäst« statt thätest, »gewunschen« statt gewünscht« und der Unterschied zwischen den und dem, ihn und ihm ist ihr völlig fremd. Aber beinahe möchte man sagen, es gibt das ihrem Stil einen Reiz mehr: eine herzgewinnende Ursprünglichkeit quillt uns überall aus diesen Briefen entgegen. Und der Hauch der Leidenschaft, der sie wenigstens im ersten Jahre der Ehe durchweht, die naive und heitere Sinnlichkeit, die sie mitunter ungescheut aussprechen, erinnern hie und da an die berühmtesten Muster

weiblicher Liebesbriefe. »Lieber göttlicher Schatz,« »Innigster, über alles geliebter Schatz,« so heben sie an; »Deine getreue, Dich herzlich liebende und schlimme Frau Louise,« »Deine zärtliche, aufrichtige und wenn es Dein Wohl betrifft, sehr hitzige und schlimme Frau,« »Deine getreue und aufrichtige Freundin und Gattin, welche Dich vom ganzen Herzen umarmt und an Dir mit Leib und Seele hängt — Louise, welche schon sich bemühen wird, neue Bosheiten ausfindig zu machen, um Dich Mittwoch nach Gebür zu quälen«: das sind Schlusswendungen aus den Briefen des Jahres 1808. Die drei und vier Quartseiten langen Briefe enthalten alle zur guten Hälfte Zärtlichkeiten. »O bester Schatz und einziger Freund, wie sehr bist Du Herr meines Herzens; ich freue mich auf den Augenblick, Dich zu umarmen, ohne Dir kann ich nicht sein .... Ich wollte, dass Du immer mit mir befehlest und die schwersten Sachen fordern thäst, damit ich so glücklich sein könnte, Dir zu gehorchen, für Dich zu handeln, Dir zu bezeugen, was ich fühle. Worte werden nie jene zärtliche Liebe ausdrücken, die meine Seele bewegt; ich kann nichts anders sagen, als: Schaff' mit mir in Leben und Tod, Dein bin ich und bleib' ich bis in (den) letzten Augenblick meines Dasein, könnte ich Dich nur so lieben, wie Du es verdienst! ... Dein Brief hat mich mehr gefreut, als wenn ich alle Reichthümer der Welt bekommen hätte. Ich las ihn wohl schon zehnmal und küsste ihn ebenso oft: wie glücklich Du mich machst durch die Versicherung, dass Du oft an mich denkst. O bester, gütiger Schatz, wenn Du auch gar keine Freude häst, so bleibt Dir doch zeitlebens

das Bewusstsein, mich vollkommen erobert und glücklich gemacht zu haben. Ja, Schatz, kein Mann kann mehr geschätzt und geliebt werden, wie Du; ich denk' nur auf Dich, ich lebe nur für Dich; oh könnte ich nur Dir dienen, Dir in etwas meine Liebe bezeugen. Ich bin ein unnöthiges Geschöpf, wenn ich mich nicht für Dich aufopfere; hätte ich nur mehrere Leben, ich möchte sie alle meinem Herrn, meinem zärtlichen Schatz widmen, dann stürbe ich vergnügt ....« Es sind immer neue Variationen desselben Grundthemas: Ich liebe Dich, ich möchte Dir meine Liebe in Thaten beweisen, ich bleibe Dir getreu bis in den Tod.*) Allerdings im zweiten Jahre der Ehe äußert sich ihre Neigung nicht mehr so stürmisch — ein Brustleiden, dessen erste Anzeichen sich gleich nach der Vermählung zeigten, dämpfte etwas die Leidenschaft ihrer Natur — aber zärtlich sind sie noch immer, und sie bleiben es bis an ihr frühes Ende.

Ein Hauptgrund, warum Kaiser Franz so rasch nach dem Tode seiner innig geliebten zweiten Frau zu einem neuen Ehebund geschritten war, lag in seinem Bedürfnis nach einer geordneten Häuslichkeit und einer Erzieherin seiner Kinder. Dass dies Maria Ludovica sehr wohl wusste und ihre häuslichen und ziehmütterlichen Pflichten als das Erste und Wichtigste ansah, beweisen ihre Briefe gleichfalls. Schon im Jahre 1808 berichtet sie jedesmal ausführlich von den Kindern, sie sind sehr viel um sie, essen mit ihr, sie erlaubt ihnen, in ihren Zimmern zu tanzen. Sie wacht mit Sorgfalt über ihre Gesund-

*) S. besonders die Briefe vom 28. und 30. Mai 1808. St. A.

heit: Franz Karl wird einmal bei Tisch unwohl, es geht gleich vorüber, aber sie erlaubt doch nicht, dass er sich nachmittags mit den andern im Garten »hutsche«. Nach dem Abendessen überrascht sie einmal die Kinder in ihren Schlafzimmern, »um zu sehen, wie es um diese Stund' bey Ihnen aussieht, und« — schreibt sie — »ich hatte keine Ursach' zu bereuen, dahin gegangen zu sein, meine Gegenwart war, hoffe ich, nützlich.« So wie einst ihre Mutter Beatrix sie, so unterrichtet sie selbst die Kinder. »Deine Kinder,« schreibt sie 1809, »sollen Dir noch zum Troste dienen und Dich über alles lieben; sie dahin zu führen ist mein Geschäft; segnet es Gott, dann mag mit mir geschehen, was Er und Du willst.« — »Unsere Kinder sind alle wohl,« berichtet sie ein andermal; »mich lang von ihnen getrennt zu halten, scheint mir nachtheilig für ihre Bildung.« Wenn der Kaiser, wie in jenem Kriegsjahre oder später von 1813 auf 1814 länger abwesend ist, dann fühlt sie die ganze Verantwortung für das leibliche und geistige Wohl der Kinder auf sich ruhen und handelt darnach; auch den beiden ältesten gegenüber, Louisen und Ferdinand, denen sie selbst an Jahren so wenig überlegen ist, fühlt sie sich ganz als Leiterin, Lehrerin, kurz als ihre wirkliche Mutter: »Ich glaube nicht, dass ich sie mehr lieben könnte,« sagt sie von Maria Louise, »wenn ich sie in meinem Leib getragen hätte. Sie verdient es auch, denn ihr Grund ist vortrefflich, leider wenig oder falsch bearbeit', aber das ist nicht ihre Schuld, und da sie das Gute will, so hoffe ich, mit Liebe sie langsam dahin zu bringen, wo sie sein soll.« Ferdinand macht ihr öfters Kummer:

»Er ist schröcklich zurück,« klagt sie einmal, dann betet sie: »Gott verleihe mir die Gnade, dass ich das (an ihm) Unternommene vollenden kann.« 1813 hat sie die Kinder einmal in Laxenburg fremden Fürstlichkeiten zu präsentieren; sie ist voll Genugthuung, dass man sie lobt, besonders aber dass auch Ferdinand nicht übel bestand: »Du kannst nicht glauben, wie mir das Herz pochte, als ich ihn zeigte, da Deine Kinder mein Eigenthum sind wie das Deinige, wenn ich nach meinem Gefühl spreche.« Auch Leopoldine, geb. 1797, und Marianne, geb. 1804, geben ihr viel zu schaffen. »Ich trachte, mit der Leopoldine alles zu wiederholen, was sie gelernt hat,« schreibt sie 1809 von Erlau, ». . . . . . ich bin viel besser mit ihr zufrieden, sie wird solider, doch braucht sie immer, dass man sie scharf hält.« Drei Wochen später lautet der Bericht noch günstiger: »Die Leopoldine habe ich heute zur ersten heiligen Communion geführt; sie hielt drei Täge Exercitien und da kein Geistlicher vorhanden war, so verrichtete ich bis aufs Beichthören seine Stelle; ich bat den Erzbischof, sie selbst in seiner Kapellen zu communicieren, welches er auch wirklich that. Zu meinem größten Trost kann ich sagen, dass ich unendlich mit der Leopoldine zufrieden war, sowohl mit ihrer Andacht, als mit ihrem täglichen Betragen.« Am liebsten von den Kindern ist ihr Franz Karl, der Vater unseres Kaisers, mit ihm ist sie am meisten zufrieden. »Du wirst mich der Vorliebe beschuldigen,« schreibt sie im December 1809, »aber ich rufe jeden zum Zeugen an, dass Franz für seine Jahre (er war 1802 geboren) ein Muster von Geist und Herz ist.« Und ein paar Tage

darauf: »Wer außerordentlich an mir hängt, ist Franz, welcher immer lieber wird, es ist nur eine Stimme darüber; je weniger ich ihn sehe, desto lieber hat er mich und durch Gefühle übertrifft er weit seine Geschwister.« Endlich am Neujahrstage 1810: »Franz ist das Liebste, was man sich denken kann und seine Vernunft ist auffallend, sowie sein gefühlvolles Herz.« *)

Aber auch um das, was man im bürgerlichen Leben die Wirtschaft nennt, kümmert sie sich: sie ist eine haushälterische Frau: in Laxenburg schärft sie dem Schlosshauptmann Riedel ein, dass er ja keine überflüssige Ausgabe mache, »da auf dem Lande ich das Einfache allem vorziehe.« Im Juli 1812 soll sie in Baden Aufenthalt nehmen: »Für mich ist jedes Zimmer, wo kein Zug ist, gut genug, auch brauche ich nur eines,« schreibt sie an den Kaiser. 1813, da sie sich mit den Kindern rüstet, um Wien zu verlassen, falls der Feind in Böhmen vordringen sollte, ordnet sie alles mit der größten Sparsamkeit an, entwirft selbst den Reiseplan, bestimmt die Zahl der Wagen, die nicht überschritten werden soll, beschränkt die Zahl der begleitenden Dienerschaft auf das Nothwendigste. Nur in Wien will sie eine »schöne Wohnung«: das bezeichnet sie selbst als ihren einzigen Luxus. »Was meine Wohnung betrifft,« schreibt sie 1809 von Ofen aus an den Kaiser, »so kennst Du, bester Schatz, meine Schwachheit, diese ist das einzige auf der Welt, was kein Gefühl der Seele enthält und mich doch

*) Briefe vom 9., 22. und 28. Mai, vom 23. Juni, vom 16. Juli, vom 1. November, vom 14. und 19. December 1809. St. A.

freuet. Ich läugne nicht, dass die Ausgabe groß sein wird, doch alles bleibt dem Staat und nichts betracht ich als Proprietät, sondern will mir bloß den Genuss zueignen. Was ich Dir in Möbeln kost, kostet Dir eine andere Frau in Pferden, Bällen, Unterhaltungen, von denen verlange ich nichts, nur eine schöne Wohnung — lache nur über mich, ich gestatte es Dir.« Aber auch dabei soll kein Geld hinausgeworfen werden, ein Graf Harrach soll die Sachen besorgen, da »Alles, was durchs Oberhofmeisteramt geht, meistens garstig, falsch und enorm theuer ist« und Harrach ihren »Gusto« kenne.*)

Ganz wie eine Frau aus dem Bürgerstand kümmert sie sich auch um die Dienerschaft persönlich. Wir haben gehört, wie sie die zu controlieren weiß, denen die äußere Pflege der Kinder anvertraut ist. Sie kann sehr streng und scharf sein, wo es nöthig ist, im ganzen aber neigt sie zur Nachsicht und Milde. Einmal, in Brünn, wurden die Pferde scheu: »Es waren Hofpferde, die durchgehen wollten,« berichtet sie darüber; »es heißt, sie sind sehr jung und hitzig; meine Bedienten (die abgeworfen wurden) sind wieder recht wohl; ich bitte gnädig zu sein; es war Nacht, Mondschein, viele Leute um die Pferde, da geschieht es leicht.« Häufig schreibt sie dem Kaiser von dem Befinden ihrer Umgebung, auch geringer Leute; Heiraten stiftet sie beinahe ebenso gern wie ihre Großmutter Maria Theresia: »ich habe wieder eine Braut,« schreibt sie dann mit Genugthuung und bittet den Kaiser, die Verbindung zu genehmigen. Bisweilen

*) Brief vom 14. December 1809. St. A.

übernimmt sie es, Bittschriften dem Kaiser vorzulegen, aber Rücksichten der Billigkeit und des Staatswohles will sie auch für ihre Günstlinge niemals geopfert haben.*)

Alle diese Eigenschaften mochte indes Maria Ludovica mit ihrer Vorgängerin theilen: die Geschichte hätte keinen Anlass gehabt sich mit ihr zu beschäftigen, wenn dazu nicht andere sich gesellt hätten, die jene nicht besessen haben. Bei aller Häuslichkeit liebte sie doch Feste, wo der Hof sich in seinem Glanze zeigen konnte. »Von ihr,« sagt ein Schilderer dieser Zeiten, »datiert eine neue Ära in der Geschichte des Wiener Hoflebens . . unter ihrem belebenden Einflusse wurde der früher vereinsamte Hof alsbald zum Sammelpunkt der ersten Familien des Landes.« Dies mag wohl zu dem Gerede Anlass gegeben haben, das Karoline Pichler in ihren Denkwürdigkeiten verzeichnet, dass sie dem Kaiser »zu viel Elegance und zu sehr den Ton der »großen Welt« angenommen und ihn deshalb nicht so glücklich gemacht habe, als er es wünschte und hoffte«. Ihre Briefe bezeugen, dass sie für alle festlichen Veranstaltungen größerer Art die Erlaubnis des Kaisers einholte; mit beinahe demüthiger Dankbarkeit nahm sie es auf, wenn er sie gab: sie »küsst ihm die Hand« und wie eine gehorsame Tochter, der der Vater eine Freude gemacht, verspricht sie dafür, sich allen seinen Wünschen zu fügen. Die Klugheit des Kaisers sah wohl ein, dass diese Frau eine Gabe besaß, die ihm fehlte und die politisch nutzbar gemacht werden

*) Briefe vom 3., 6., 8. December 1809, vom 4. Mai 1811 u. a. m. St. A.

konnte; er ließ ihr völlig freie Hand darin; jene Beschränkung, die die damals kargen Mittel des Staates und die öffentliche Lage geboten, hat sie sich immer mit dem feinsten Takt selber auferlegt.

Dazu kam nun aber doch das Eine, Wichtigste, Entscheidendste: sie war voll politischen Interesses, sie hatte stark ausgeprägte politische Sympathien und Antipathien, sie ergriff mit ganzer Seele Partei in den großen Differenzen der Zeit und des Landes.

Gleich nachdem der Entschluss des Kaisers, Maria Ludovica als Gemahlin heimzuführen, bekannt geworden war, hatten fremde Diplomaten der bevorstehenden Verbindung politische Bedeutung beigelegt. Sie bezeichneten sie in ihren Berichten als ein Werk der Kriegspartei. Der hannoveranische Gesandte Graf Hardenberg wollte sogar wissen, General Andréossy, der Vertreter Frankreichs am Wiener Hofe, habe geäußert, Napoleon werde diese Heirat nicht dulden, weil die ganze Familie Maria Ludovicas antifranzösisch gesinnt sei. Dies bewahrheitete sich nicht. Napoleon erhob nicht die geringste Einwendung und — wie ein Geschichtsschreiber mit Recht sagt — ein solch unerhörter Eingriff ins kaiserliche Privatleben würde der Hof auch keineswegs geduldet haben. Aber gewiss ist, dass Maria Ludovica Napoleon vom Grunde ihrer Seele abgeneigt, gewiss auch, dass sie zu energischen Sinnes war, um diese Abneigung nicht sehr bald im Rathe der Krone zum Ausdruck zu bringen. Dass sie darum für einen sofortigen Krieg mit Frankreich gewesen wäre, dazu war sie zu klug, zu wenig blind fanatisch: das wollte ja übrigens selbst Stadion

zu Anfang 1808 noch nicht. Aber im Frühjahr kamen die Nachrichten von der ungeheuren Perfidie, die Napoleon an Spanien begangen hatte, nach Wien. Wie es später das Kriegsmanifest von 1809 aussprach: »Seit zwölf Jahren hatte der spanische Hof, dem Wunsche von einem gefürchteten Nachbar, wo nicht Freundschaft, doch Schonung zu erkaufen, seine Kräfte, seine Schätze, seine Truppen, seine Flotten, seine Colonien geopfert. Der Wille des Kaisers Napoleon war in Spanien so mächtig wie in Frankreich. Anstatt aber durch jenes Übermaß von Unterwürfigkeit auch nur das letzte, was ihm geblieben war, einen unabhängigen Namen, innere Sicherheit und häuslichen Frieden zu retten, fand dieser Hof vielmehr in seinem missverstandenen Streben nach Ruhe die unmittelbare Quelle seines Verderbens.« Auch Österreich hatte seit dem unglücklichen Frieden von Pressburg der Aufrechterhaltung und Befestigung des Friedens kein Opfer versagt: wie hätte nicht das Schicksal Spaniens den tiefsten Eindruck hervorrufen sollen? »Ja, auf dem Punkte der Macht, wo Napoleon gegenwärtig steht,« sagte Stadion am 15. April in einem Vortrag an den Kaiser, »und bei der Ausdehnung, die er ihr gegeben hat, muss sogar in seiner Staatspolitik der Wunsch liegen, dass es ihm gelinge, die Macht des österreichischen Kaiserhauses zu unterjochen, die Monarchie zu verstückeln und sie endlich zwischen seinen Verwandten und Generälen zu vertheilen . . . . (es) erheischt der gegenwärtige dringende Augenblick, dass nicht nur die Streitkräfte der Monarchie, sondern dass alle Kräfte und Mittel derselben auf den einzigen Zweck ge-

richtet und angewendet werden, uns jetzo und in der kürzesten Zeit für die Epoche der Noth den möglichsten Grad von Stärke zu verschaffen.« Dass man gerüstet sein, dass die Wehrkraft Österreichs auf die höchste Stufe gebracht werden müsse, meinte jetzt auch das Haupt der Friedenspartei, Erzherzog Karl. Die Differenz zwischen ihm und Stadion bestand nur darin, dass dieser für einen Angriffskrieg war, so lang Napoleon in Spanien zu thun hatte, er hingegen nur für Vorbereitungen zu einer kräftigen Defensive. Auf welcher Seite die Kaiserin zuerst — im April, Mai und Juni — gestanden hat, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Erzherzog Johann zählt sie noch im December zur Friedenspartei, aber das ist gewiss ein Irrthum. In einem Brief an den Kaiser, vom 29. Mai datiert, erzählt sie von einem Gespräch mit dem Erzherzog-Palatin Josef, der zwar zur Friedenspartei gehörte, aber eben damals schon damit umgieng, die ungarischen Stände günstig für die Rüstungsforderungen zu stimmen, die der Hof auf dem nächsten Reichstag zu stellen gedachte. »Wir sprachen auch über die gegenwärtige Lage,« schreibt die Kaiserin, »ich theilte ihm meine gute Ahndungen mit, er stimmte mit ein, und beyde haben wir gute Hoffnungen; ja, ich sehe noch meinen Herrn, meinen Kaiser, meinen besten Schatz sehr glückliche Tage erleben mittelst dem frohen Bewusstsein, sich dieselben durch Fleiß, Thätigkeit und wahre Einsicht verschafft zu haben.« Man wäre versucht, diese Zeilen dahin zu deuten, dass sie die Ungarn zu den nöthigen Opfern geneigt, den Entscheidungskampf in der Nähe und den Sieg gesichert hofft. Im Juli berichtet der preußische Gesandte nach

Berlin, das Herrschertalent der Kaiserin trete von Tag zu Tag mehr hervor, sie habe den Kaiser mit Personen ihrer Wahl zu umgeben gewusst und man hoffe, dass durch ihre Gegenwart auch der ungarische Reichstag bewogen werden dürfte, die für den bevorstehenden Krieg nöthigen Geld- und Truppenaushebungen zu bewilligen. Am 6. August zählt sie derselbe Diplomat bereits zur Kriegspartei. Inzwischen hatte auch Erzherzog Karl zwei wichtige Maßregeln gebilligt, die von Stadion vorgeschlagen worden waren: die Bildung einer Reserve und die Errichtung der nachmals so berühmten Landwehr. Es ist charakteristisch, dass neben dem Erzherzog Johann auch zwei Brüder der Kaiserin, Ferdinand und Maximilian, mit deren Organisation betraut wurden. Insbesondere Ferdinand soll seine Aufgabe mit einer fieberhaften Ungeduld betrieben haben, als ob der Krieg etwa vor der Thüre stünde, so dass der Generalissimus klagte: nicht wie eine bloße Ergänzung des regulären Heeres, sondern wie ihre eigene Armee sähen diese jungen Prinzen die Landwehr an und requirierten ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Linientruppen alle Vorräthe für sich.

Davon aber kann nicht die Rede sein, dass Maria Ludovica — wie damals wohl auch geäußert worden ist — nur im Interesse ihrer Familie gehandelt hätte und gleichsam ein Werkzeug in den Händen ihrer Mutter gewesen wäre, um dieser wieder zu gewinnen, was sie in Italien verloren, um deren Söhnen — ihren Brüdern — das modenesische Erbgut wieder zu verschaffen und an dem Urheber ihres Unglücks Rache zu nehmen. Dass Maria Beatrix entschieden für den Krieg war, ist sehr

glaublich: wenn sie aber der Tochter gegenüber des Kaisers zaudernde Politik beklagte, wies diese sie zurück. So wenigstens erklären wir uns eine Äußerung Maria Ludovicas, die sie am 30. Mai in einem Brief an den Kaiser that: sie sei vor dem Speisen mit ihrer Mutter eine halbe Stunde allein gewesen — »sie hetzte mich sehr auf,« so sagt sie, »und ich wurde einmal bös und sagte ihr mit Gelassenheit, aber sehr klar meine Meinung; alles will ich erleiden, es macht mir nichts, aber über Dich lass' ich nichts sagen, sollte es mein Leben kosten; Du bist mir lieber als mein Leben.« In den wenigen Briefen, die Mutter und Tochter im Jahre 1808 miteinander wechselten, ist von diesen Dingen nicht die Rede.

Überhaupt, wenn es zur Zeit, da Maria Ludovica als Kaiserin in die Hofburg einzog, nicht an Stimmen gefehlt hatte, die meinten, sie werde Zwist und Hader in der kaiserlichen Familie erregen, da ihre Gesinnung, so ganz verschieden von der der meisten Brüder, besonders aber des Erzherzogs Karl sei, so zeigte sich hernach eher das Gegentheil: sie suchte zu vermitteln, auszugleichen, zu vereinigen. In ihren Briefen an den Kaiser vergisst sie nie, zu berichten, wenn sie einem der Schwäger begegnet, und dann hat sie nur immer freundliche Worte für sie. »Ich schätzte mich glücklich mit dem Josef sprechen zu können,« heißt es da einmal, »welcher Dir so wie alle Deine Brüder mit Leib und Seele zugethan ist.« *) Als der Kaiser im Juli 1808 auf seine schon 1805 gehegte Lieblingsidee, den Hofkriegsrath von dem Generalissimus Erzherzog Karl

*) Brief vom 29. Mai 1808. St. A.

unabhängig zu machen, zurückkam, da war es Maria Ludovica, die den widerstrebenden Karl dafür zu gewinnen suchte. »Lieber Karl,« schreibt sie ihm, »aus Liebe für den Kaiser, dem Sie mitten von Ihrem Kummer stets mit allem Eifer dienen und zärtlich lieben, reden oder schreiben Sie ihm, Sie machen dem Kaiser einen wahren Trost.« Nicht als Gemahlin des Monarchen, sondern als aufrichtige Freundin will sie mit dem Schwager über diese Sache reden: »Finden Sie, dass ich Unrecht habe,« sagt sie zu ihm, »dass ich die Sache in einem falschen Gesichtspunkte betrachte, so schweige ich, ziehe mich traurig zurück, werde für Sie immer die nämliche Freundschaft haben und diese sollen die letzten Worte sein, die ich über diesen Gegenstand spreche.« Karl ist wirklich bereit, seiner liebenswürdigen Schwägerin das Opfer zu bringen, nach Baden zum Kaiser zu kommen und die Sache zu besprechen. Dafür fordert er aber die Erlaubnis, zu sagen, er habe von ihr vernommen, dass der Kaiser mit der gegenwärtigen Einrichtung des Hofkriegsrathes nicht zufrieden sei. Maria Ludovica willigt ein, obwohl sie es lieber gesehen hätte, wenn er keinen Gebrauch von ihren Äußerungen gemacht hätte; sie bittet ihn nur, keine Empfindlichkeit zu zeigen. »Bester Karl,« schreibt sie noch am selben Tag, da sie seine Antwort erhält, zurück, »es bleibt mir noch eine Angst, diese Sache kränkt Sie, Sie sind empfindlich und deswegen hitzig, der Kaiser ist es auch, ich bitte Sie inständig, halten Sie sich zurück! Sie sind beide unvergleichlich und lieben sich gegenseitig, nichts soll diese Freundschaft stören, bringen Sie noch dieses Opfer, es soll das

letzte sein.« Wenn dann der Kaiser zuletzt nachgab — Erzherzog Karl stellte ihm vor, wie die geplante Einrichtung in ganz Europa als ein Zeichen der Ungnade des Kaisers gegen ihn aufgefasst werden müsste; lieber wollte er sich ins Privatleben zurückziehen, als sich diesmal fügen — so mag dies vielleicht auch auf Rechnung Ludovicas gesetzt werden.

Auf den Reisen, die der Kaiser im Laufe des Jahres 1808 in die Provinzen unternahm, um — im Sinn der von Stadion vertretenen Regierungsprincipien — durch persönliches Erscheinen, durch sichtbare Theilnahme an den neuen Institutionen und der Thätigkeit der Bürger, durch Ermunterung und Belohnung der Strebenden — das Band zwischen Unterthanen und Herrscher, zwischen Staat und Bürger enger zu knüpfen: begleitete ihn Maria Ludovica. Wir finden sie im April in Brünn und Prag, im Juni in Linz, im September in Pressburg. Der letzte Aufenthalt war der bedeutungsvollste: es galt dem ungarischen Reichstag beizuwohnen, von dem man die Bewilligung außerordentlicher Geldmittel und Recrutenaushebungen erwartete.

Von officieller Seite war verbreitet worden, dass die Krönung der neuen Kaiserin zur Königin von Ungarn der alleinige Zweck der für den 28. August einberufenen Ständeversammlung sei. Aber dass man damit weit wichtigere Absichten verfolgte, wussten die fremden Gesandten schon Ende Juni; sogar Napoleon wurde dadurch beunruhigt. In der feierlichen Ansprache, mit der der Kaiser anfangs September den Reichstag eröffnete, gestand er es offen zu: er erwarte — so sagte er — mehr als die Krönung seiner Gemahlin; wenn

er auch keine Vorschläge mache, so hoffe er doch, dass die Stände mit Hingebung für die Sicherheit des Landes Vorsorge treffen werden: »Die Augen aller Völker ganz Europas sind auf Euch Ungarn gerichtet. Euere Verfassung bildet Euren Ruhm und Eure Glückseligkeit. Ich bin nicht weniger stolz, mich Euren König zu nennen. Seid bestrebt, dass Ihr auch weiterhin Ungarn bleibet und Eure vortrefflichen nationalen Eigenschaften in voller Kraft erhaltet. All Eure Sorge sei dahin gerichtet, dass das Vaterland für ewige Zeiten glücklich aufrecht bestehe.« Wenn diese Worte wirklich großen Eindruck machten, die Stände schon einige Stunden nach der Eröffnung den König baten, er möge erlauben, dass sie unmittelbar nach der Krönung die Mittel in Erwägung ziehen dürften, die zur Sicherheit des Landes nöthig seien: so war dies nach der Aussage vieler Augenzeugen vorzüglich der Erscheinung der liebenswürdigen Fürstin zuzuschreiben, unter deren Auspicien gleichsam der Reichstag zusammengetreten war. Die Krönung gab Anlass zu begeisterten Auftritten, die an das berühmte Moriamur pro regina nostra von 1741 erinnerten. Sie fand am 9. September statt. »Am Eingang der Kirche empfieng Franz, mit dem Mantel und der Krone des heiligen Stephan bekleidet, seine Gemahlin. Im Momente, als sich Maria Ludovica dem Altare nähern wollte, wurde sie von einem Unwohlsein befallen, das aber bald vorübergieng. So konnte die Ceremonie ohne Störung zu Ende geführt werden. Von der Kirche aus begab man sich nach dem Primatialgebäude.*) Öffentlich

*) Winterpalast des Primas von Ungarn, auf dem jetzigen Johannesplatz, 1781 erbaut.

speisten hier der König, die Königin und die übrigen anwesenden Mitglieder der Familie. Alsdann fand ein großes Bankett statt, an dem 600 geladene Gäste theilnahmen. König und Königin tranken auf das Wohl der ungarischen Nation; in Erwiderung hierauf erhoben sich alle, um auf die Gesundheit des königlichen Paares ihre Gläser zu leeren.« — »Aber das Jubelgeschrey der treuen und braven Ungarn,« schreibt der Eipeldauer, »kann ich den Herrn Vettern mit keiner Feder beschreiben; vor lauter Vivatrufen hat man nicht einmal d'Kanonen g'hört, die's auf'n Schlossberg losbrennt hab'n.« Auch diesmal stellten sich Poeten ein, die die junge Fürstin besangen:

»Mit Ihr beginnt ein neu erschaff'nes Leben,
Die matte Hoffnung sucht sich zu erheben
Geweckt durch Sie!

Den Bürger freut sein väterliches Erbe,
Den Ackersmann sein ländliches Gewerbe
Und süß wird jede Müh'.

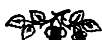
Pannonier! Wer sich so nennet, schwöre
Denn laut, dass es Europa staunend höre,
Der Herrlichen,

Im Drange muthig Sie zu unterstützen,
Wie Ihr einst schwurt, das Erbe zu beschützen
Der Unvergesslichen.

Die Erde soll von unsrer Schar erbeben,
Im Kampf der Ehre scheide unser Leben,
In Schande nie!

Ein jeder hochgesinnter Ungar bringe
Sein Hab und Gut und rufe, wie ich singe:
Gern sterbe ich für Sie!«

Am 4. October, dem Namenstage des Königs, bewilligten die Stände — was sie noch 1807 entschieden verweigert hatten — dass die Insurrection in den nächsten drei Jahren ohne neue Berufung des Reichstages aufgeboten werden könne, ferner bewilligten sie 20.000 Recruten zur Vermehrung des stehenden Heeres und erboten sich, weitere Hilfsmittel zur Verfügung zu stellen, wenn dies alles nicht genügen sollte. Die Stände gaben damit mehr, als der Erzherzog Palatin selbst für den günstigsten Fall gehofft hatte. Wie sehr aber die Liebe zur Königin auf ihre Entschließung eingewirkt, legten die Stände dadurch an den Tag, dass sie der ungarischen Kriegs-Akademie, deren Errichtung Franz I. auf demselben Reichstage bewilligte, den Namen Ludoviceum gaben: sie führt ihn bis auf den heutigen Tag.



V. CAPITEL.

Das Jahr 1809. — Enttäuschungen.

Am 24. Februar 1809 erfolgte auf einen Vortrag Stadions eine kaiserliche Resolution, die einen neuen Krieg mit Frankreich als etwas Unvermeidliches schon für die nächste Zukunft ins Auge fasst; der Botschafter in Paris, Graf Metternich, erhielt demgemäß seine Weisungen: er sollte, wie Kaiser Franz sich ausdrückte, Napoleon »das Messer an die Kehle setzen«. Der März gieng mit Rüstungen hin; am 10. April übersetzte Erzherzog Karl den Innfluss. Der Kaiser gieng diesmal nicht mit der Armee, aber er folgte ihr nach Ober-Österreich.

Aus einem Briefe, den Maria Ludovica am 16. April an ihren Schwager Erzherzog Johann schrieb, erkennen wir, mit welcher Theilnahme sie den Ereignissen folgte. »Ich wollte ein Mann sein,« ruft sie aus, »um dem Staate zu dienen und meinem Herrn zu zeigen, dass nicht nur aus Liebe gegen den Gatten, sondern aus Achtung und Anhänglichkeit für seine vortrefflichen Eigenschaften ich den Wunsch hätte, mich für ihn zu opfern.« Sie ist nicht mit allem einverstanden, was geschehen war: wenn man die Tiroler — seit dem Pressburger

Frieden bairische Unterthanen — durch geheime Manifeste und Versprechungen, von denen man nicht wusste, ob sie je eingelöst werden konnten, zum Kampf gegen ihre neuen Gebieter aufrief, so missbilligt sie dies, es erschien ihr sogar gefährlich. Auch war es ihr nicht recht, dass der Kaiser nicht bei der Armee war und sie klagte über die »unglückliche Eifersucht« unter den leitenden Personen, die schuld daran sei.

Nach den Niederlagen von Abensberg, Landshut und Eggmühl, am 23. April, sandte Erzherzog Karl den Freiherrn von Spiegel an den Kaiser, der in Schärding weilte, um ihm einen raschen Friedensschluss zu empfehlen. Nicht Karl allein, auch sein erfahrener väterlicher Freund, Herzog Albert von Sachsen-Teschen, sein Bruder Rainer, der Staats- und Conferenz-Minister Graf Zinzendorf, ja Philipp Stadion selbst waren der Meinung, dass bereits alles verloren sei. Der Kaiser aber, von seiner Umgebung und vielleicht auch — wir wissen es nicht — von der Kaiserin berathen, war anderer Ansicht. Nun blieb er fünf Tage ohne Nachricht vom Kriegsschauplatz. Am 26. erschienen die Franzosen vor Schärding, und Franz musste zurück, er gieng nach Enns. Die Kaiserin aber, gleichfalls ganz im Ungewissen über das, was geschehen war, hielt es nicht aus, ruhig in Wien zu harren. Sie eilte nach Enns, und als sie den Gemahl hier nicht mehr traf, weiter, ihm nach. In Stramberg holte sie ihn ein; sie fand ihn — wie sie an Johann schrieb — »gefasst, aber ohne festen Entschluss.« Es langte nun endlich ein Brief von Erzherzog Karl an, datiert aus Cham in Baiern, der nur die Worte enthielt: »Ich bin

zurückgegangen — wenn noch so eine Affaire ist, so habe ich keine Armee, ich erwarte die Friedensunterhandlungen.« Aber dies war nicht im Sinne Ludovicas: von da an zürnte sie dem Generalissimus, beurtheilte ihn ungerecht und arbeitete gegen ihn. Noch zwar klagte sie ihn direct nicht an, aber sie verurtheilt seine Rathgeber, besonders den Grafen Grünne, den sie entfernt wissen will. Dieser, Karls Generalstabschef, war schon 1807 von dem preußischen Gesandten in Wien als das gefährlichste Glied der Umgebung des Erzherzogs bezeichnet worden. Wahrscheinlich hat er auch gleich nach den ersten Katastrophen der Armee Gedanken an Friedensunterhandlungen in dem Generalissimus erweckt oder doch genährt: Eröffnungen, die dieser von Budweis aus an Napoleon gelangen ließ, sollen ihn zum Urheber haben.

Da nun von Erzherzog Karl eine energische Weiterführung des Krieges, den er für aussichtslos ansah, nicht zu erwarten war, so wollte die Kaiserin, der Kaiser selber solle sich an die Spitze der Armee stellen. In diesem Sinn beschwor sie ihn. Aber freilich, dazu hätte es auch fähiger militärischer Rathgeber bedurft: die um ihn waren, — der Adjutant Kutschera und einige andere — sah Ludovica nicht als solche an, sie schrieb an Johann, es sei kein einziger »für den Augenblick tauglicher Mensch um den Kaiser«. Auch konnte sich dieser zu jenem Äußersten nicht entschließen; er wies es ab, in Unterhandlungen einzugehen, aber er beließ Karl im Commando. Dem Erzherzog Maxmilian, Ludovicas Bruder, der in Stramberg eintraf, eben da sie dorten weilte, gab er den Auftrag, die Landwehr zusammen-

zuraffen und Wien zu vertheidigen. Die Kaiserin aber sollte mit den Kindern nach Ungarn gehen. Dies und nicht mehr war beschlossen, als sie nach achtundvierzig Stunden Aufenthaltes bei dem Gatten, entmuthigt und bekümmert, Stramberg verließ.

Am 4. Mai finden wir sie bereits in Raab: dort trennt sie sich von ihrer Mutter Beatrix, die nach Acz und später nach Gödöllö geht. Der Abschied wird ihr sehr schwer: »ich kann Dir den Seelenschmerz nicht ausdrücken,« schreibt sie ihr noch am selben Tag, »den ich empfand, als ich mich heute Morgen aus Deinen Armen riss: o theure Mutter, wer weiß, wo, wie und wann wir uns wiedersehen werden! Aber ich verliere den Muth nicht und bin ruhig.« *) Maria Beatrix, immer noch voll energischen Mitgefühls für die Schicksale der politischen Welt, sah trübe wie die Tochter: sie begreift die militärischen Dispositionen des Generalissimus nicht, sie nennt es grausam, dass die ungarische Insurrection bei solcher Gefahr so langsam vereinigt werde: »es macht mir Ekel zu sehen,« schreibt sie von Acz, »dass die Dinge wieder denselben Gang nehmen wie anno 1805: nur dass — wenn Gott nicht durch ein Wunder hilft — der Ausgang noch verderblicher sein wird.« **) In Ofen, wo die Kaiserin am 5. Mai eintrifft, wird sie vom Erzherzog-Palatin aufs freundlichste empfangen: er berichtet ihr von der guten Stimmung des Landes, von der Insurrection, die er zu führen berufen war, von dem bevor-

*) Brief ddo. Raab, 4. Mai 1809. E. A.

**) Brief ddo. Acz 4. Mai 1809. E. A.

stehenden Aufbruch — da fasst sie wieder Hoffnung: »ich bin zufrieden mit dem Palatin,« meldet sie der Mutter, »wenigstens hat er nicht den Kopf verloren und ist entschlossen auf alle Fälle vorzurücken.« Sie selber spricht allen »Muth und Thätigkeit« ein. Mit fieberhafter Spannung verfolgt sie auf der Karte die Bewegung der Armeen, wie sie sich's aus den dürftigen Nachrichten, die ihr zukommen, combiniert: durch Erzherzog Johann erhält sie Kunde von der Südarmee, durch ihren Bruder Ferdinand, der das Commando in Galizien führt, vom nördlichen Kriegsschauplatz, wo die Polen und Russen — diesmal die Bundesgenossen Frankreichs — Österreich entgegentreten. Ihr Urtheil über die Gesammtleitung wird immer schärfer. »Was ich vor allem überall sehe,« schreibt sie am 10. Mai an die Mutter, »ist ein arger Mangel an Energie: dies lässt mich stets das Mene Tekel Pharis fürchten, das Balthassar einst sah... Wenn ich daran denke, dass Napoleon jetzt mit 60.000 Mann bei uns eindringt, da vor ihm Wien, der Landsturm, die Insurrection, und hinter ihm eine Armee von 90.000 Mann ist — würde nicht jeder sagen: Er ist verloren! Was thut er! Aber er beweist nur zu sehr damit, wie gut er uns kennt. O, theuerste Mutter, wenn jetzt Männer da wären, die den Muth in sich fühlten, den Du uns gabst, als Du uns auf die Welt setztest, der Kaiser und wir alle wären nun glücklicher. Es scheint unmöglich, dass Napoleon jetzt nicht ein Opfer (seiner Kühnheit) werden sollte, aber ich weiß, wer ihn bekämpft und so schmeichle ich mir mit keiner Hoffnung: auf Gott allein vertrau' ich und auf Dein Gebet; ich verliere den

Muth nicht und ergebe mich in alles, was sein heiliger Wille ist.« *)

Wir können wohl errathen, was Maria Ludovica gewünscht hätte: die Hauptarmee — sie schlug sie nicht zu hoch, den Gegner aber zu gering an — hätte ihrer Meinung nach wieder aufs rechte Donauufer herüber setzen und dem Feind in den Rücken fallen sollen. Dass dies nicht gethan wurde, schrieb sie der vermeintlichen Muthlosigkeit des Generalissimus zu. Aber schon Zeitgenossen, die keineswegs für Erzherzog Karl voreingenommen waren, fanden dieses Urtheil nicht begründet: so der Erzherzog Johann, der — zurückberufen aus Italien, wo er einige Vortheile davongetragen hatte, — Unwillen genug über die oberste Führung des Feldzuges hegte und äußerte. Der Gedanke, ob der Feind nicht auf dem rechten Donauufer anzugreifen sei, wurde übrigens im Generalstab des Generalissimus wohl erwogen. Allein dazu fehlte es an den nöthigen Mitteln: der bei Regensburg verlorene Pontontrain war noch nicht ersetzt worden; die Brückenköpfe bei Enns, die der Erzherzog noch vor dem Ausbruch des Krieges zu bauen beantragt hatte, waren noch nicht fertig. Auch besorgte Karl mit Recht, Napoleon werde, sobald die Österreicher einen Übergang über die Donau unternähmen, umkehren und ihnen hart an der Landesgrenze eine Schlacht mit verkehrter Front anbieten. Verlor der Erzherzog diese, so lief er Gefahr, aus der Monarchie hinausgedrängt und von aller Verbindung mit ihr abgeschnitten zu werden. Und endlich war Napoleons rascher Ein-

*) E. A.

marsch in Österreich keineswegs so waghalsig, wie die Kaiserin meinte: er rückte staffelweise vor und wusste sich gegen eine feindliche Unternehmung vom linken Donauufer her sehr wohl zu schützen.

Das Hauptinteresse musste sich nun auf das Schicksal Wiens concentrieren, für Ludovica umsomehr, als einem ihrer geliebten Brüder die Aufgabe geworden war, diese Stadt zu vertheidigen. Ihre Geschwisterliebe, die sie wenigstens Franzen und Ferdinanden gegenüber leicht zu einer Überschätzung führte, machte sie nicht blind dafür, dass Max doch nicht die rechte Person dazu war: sie hat ihn einige Monate später selbst zu bewegen gesucht, den Dienst zu verlassen, da er, wie sie sagte, über seinen Büchern, Zeichnungen und Medaillen glücklicher sein werde. Aber Wien scheint ihr überhaupt nicht haltbar, wenigstens nicht so lange, bis die Hauptarmee zum Entsatz herbeikommen könnte: sie schreibt dies am 13. Mai an die Mutter, und am selben Tag hat, wie man weiß, Napoleon seinen Einzug in Wien gehalten.

Auch das Geschick der beiden ältesten Brüder bereiteten ihr schwere Sorge. Der zweitgeborne, Ferdinand, war mit dem Commando des 7. Armeecorps, das gegen die Russen und Polen kämpfen sollte, betraut worden. Am 14. April hatte er die Pilica, welche Galizien von dem Herzogthum Warschau trennte, überschritten, am 19. bei Raszin unweit Warschau die feindliche Armee unter dem Fürsten Josef Poniatowski zurückgedrängt, am 20. Warschau zur Capitulation genöthigt. Poniatowski aber war dennoch unerwartet in Westgalizien eingebrochen. Anstatt zurückzukehren, versuchte nun

der Erzherzog, durch Bewegungen gegen die untere Weichsel ein weiteres Vorrücken des Feindes aufzuhalten, vermuthlich hoffend, es würde die oberste Heeresleitung Hilfe zur Vertheidigung Galiziens senden: er setzte seinen Marsch bis Thorn vor und bedrohte diese Stadt vom 15. bis zum 18. Mai, aber vergebens. Da nun auch die Nachricht gekommen war, eine bedeutende russische Armee sei von der lithauisch-volhynischen Grenze her in Galizien einmarschiert, um sich mit dem Corps Poniatowski's zu vereinigen, so entschloss er sich schweren Herzens, den Rückzug anzutreten. Inzwischen hatte der Kaiser den ältesten Bruder Ludovicas, Franz, gleichfalls nach Galizien entsendet, um die kaisertreuen Elemente des Landes zu sammeln und der polnischen Propaganda entgegenzuwirken; auch einige militärische Aufgaben, wie die Sicherung der Magazine, fielen ihm zu. In den Briefen, die die beiden in der zweiten Hälfte des Mai an Mutter und Schwester sendeten, scheinen sie nun viel über die Unzulänglichkeit ihrer Mittel geklagt und einen schlimmen Ausgang auch auf dem nördlichen Kriegsschauplatze als unvermeidlich dargestellt zu haben. »Ich bin im höchsten Grade betrübt, zu sehen, wie unser Ferdinand aufgeopfert wird,« schreibt die Kaiserin nach der Lectüre eines solchen Briefes an Maria Beatrix; »wir haben es freilich vorausgesehen. Gott gebe, dass er die Weichsel überschreiten kann; wenn nicht, so ist ihm der Rückzug abgeschnitten. O Gott, welche Zeiten! Auch die Lage unseres Franz schmerzt mich tief, umsomehr, als er sich opfert, ohne etwas helfen zu können. Aber gewiss, alles war voraus-

zusehen und nichts kommt mir überraschend.« Der Kaiser war indes mit der Thätigkeit Franzens zufrieden. Etwas aufgerichtet, meldet sie es der Mutter: »Gott bereitet uns einen großen Trost in unserer Familie: wir verdanken es Dir, Deinem Blut, Deinem Beispiel, Deinen Lehren. Wie eng miteinander verbunden sind wir nicht alle, alle nur von dem einen Streben beseelt, unsere Pflichten zu erfüllen und ein jedes in seinem Kreise nützlich zu sein. Auch ich will das immer thun, aber wenn ich mir auch nicht vorzuwerfen habe, dass ich je vorsätzlich eine Pflicht vernachlässigte, so will ich mich doch nicht loben und bitte Dich, mir zu sagen, wenn Du etwas Unrechtes an mir siehst; meine größte Freude wird immer sein, mich von Dir über die Irrthümer, die ich nur zu leicht begehe, belehren zu lassen.« *)

Einigen Trost fand Maria Ludovica auch in der kriegerischen Begeisterung und Opferwilligkeit, die in ihrer ungarischen Umgebung bei jeder Gelegenheit zu Tage trat. »Hier herrscht der beste Geist,« meldet sie am 17. Mai der Mutter, »alle wären bereit zu handeln, aber sie haben nicht die Mittel dazu; der Palatin sagt, dass sich ihnen bald das Militär, bald ein anderes Hindernis entgegenstellt.« Aber dass sie darauf bestimmte Hoffnungen gründen möchte, dazu ist sie zu klarsehend: »in Summa,« so schließt sie ihren Brief, »gehen wir doch dem Ruin entgegen, und zwar aus Schwäche, denn die Mittel (zur Rettung) wären da, aber niemand weiß sie anzuwenden; ich sehe klar mein trauriges Schick-

*) Briefe vom 18. und 30. Mai 1809. E. A.

sal vor Augen.« Auch in den wenigen Briefen an den kaiserlichen Gemahl, die aus diesen Tagen erhalten sind, spricht sie öfters von dem »traurigen Schicksal«, das ihr beschieden sei, sie meint wohl, dass sie als Kaiserin den Sturz der Monarchie werde erleben müssen.

Unter den Personen, die damals öfters um Maria Ludovica waren, befand sich auch Graf Ferdinand Pálffy. Friedrich Gentz, der am 11. Mai nach Ofen kam und bis 16. Juni dort verweilte, nennt ihn und sagt, er habe durch seine Verbindungen mit der Kaiserin und seine rastlose Thätigkeit eine Rolle gespielt. Die Correspondenz der beiden kaiserlichen Gatten war oft unterbrochen; wiederholt klagt die Kaiserin, dass sie Briefe des Kaisers nicht erhalten habe, dass er auch die ihrigen nicht alle zu erhalten scheine; einmal — am 18. Mai — bittet sie ihn, die Sache auf das strengste zu untersuchen, denn — so schreibt sie — »es scheint, als wären Menschen, die eine Correspondenz zwischen Dir und mir in jetzigen Umständen hindern wollen.« Graf Pálffy nun gieng da unermüdlich zwischen Wolkersdorf, wo der Kaiser damals war, und Ofen hin und wieder, Nachrichten zu holen und zu bringen: er erschien dann, wie die Erzherzogin Maria Louise einmal an den Vater schreibt, als »ein Messias«, wie »ein Engel, welchen Gott in unserer Bedrängnis zu uns sendet«, alles sammelte sich um ihn und bestürmte ihn mit Fragen, »dass er gar nicht wusste, bei welchen er am ersten mit dem Beantworten anfangen sollte.« Es ist derselbe Pálffy, der später als Besitzer und kunstsinniger Förderer des Theaters an der Wien eine stadtbekannte Figur der Residenz

geworden ist. Ein Localschriftsteller der Vierziger-Jahre schildert ihn, wie er als alter Herr unter einer Schar von Schauspielern und Schauspielerinnen auf dem Graben spazieren geht, vorüberfahrenden Damen Kusshände zuwirft, in eine Kaffeehausgesellschaft fröhliche Bewegung bringt: »genial, quecksilbrig, lebendig,« so erschien er da. 1809 aber stand er in seinem sechsunddreißigsten Jahre, eine glänzende Erscheinung, noch voll Jugendkraft und Feuer; in ritterlicher Schwärmerei weihte er sich als getreuer Paladin dem Dienste seiner Herrin. Kein Zweifel, dass er sehr viel beitrug, Maria Ludovica in ihren kriegerischen Gedanken zu bestärken: die Überzeugungen, die Entschlüsse der Frauen werden nun einmal von persönlichen Eindrücken hauptsächlich bestimmt.

Von dem Siege bei Aspern erfuhr sie mehrere Tage nichts. Noch am 23. schrieb sie ziemlich trostlos an Erzherzog Johann: »Mir erscheint meine Lage wie jene eines Menschen, der in der Menagerie von Schönbrunn sich befindet, in dem Augenblicke, als man alle Käfige öffnet; er ist in Zweifel, ob er den Tiger, den Bären oder die Hyäne am ersten anpacken oder vor selben fliehen soll. Gott ist unsere Stütze; in ihn, in die vortreffliche Stimmung, die allgemein in Ungarn wie überall herrscht, setze ich wo möglich noch statthabendes Vertrauen. Der Kaiser ist gottlob gesund in Wolkersdorf; warum er nicht in Centro ist, ist unbegreiflich. Bis jetzt geschieht gar nichts; die Armee ist voll Muth und möchte kämpfen . . . Ich kann Ihnen nicht beschreiben, was ich leide; schreiben Sie mir so bald als möglich, Ihre Briefe sind mir ein Trost.«

Am selben Tag oder spätestens am 24. kam endlich dunkle Kunde von einer großen Schlacht an der Donau. Denn in Pressburg hatte man zwei Tage und zwei Nächte Kanonendonner vernommen, Franzosenleichen waren den Fluss herabgeschwemmt worden. Aus diesen Anzeichen suchte Ludovica zu errathen, was geschehen war und sie rieth nicht schlecht: »Ich vermuthe,« schreibt sie der Mutter,» dass zwischen dem 20. und 22. die Donau die Franzosen bei Lang-Enzersdorf überschritten haben . . . . Hier sind alle ganz bestürzt und es scheint lächerlich, dass ich es allein nicht bin, aber wenn noch ein Schatten von Hoffnung für uns ist, so sehe ich ihn — ich gestehe es — in einem Übergang der Franzosen über die Donau und in einer Schlacht am Ufer eines Flusses.« Wenn der Erzherzog dagegen in diesem Augenblick den Strom überschritten hätte, so wäre es in ihren Augen sicherer Untergang. Übrigens meint sie, Napoleon habe mit seiner Bewegung nur die Aufmerksamkeit der Gegner auf einen bestimmten Punkt lenken wollen, um dann bei Tulln oder an einem andern Ort mit der Hauptmacht um so sicherer über den Fluss gehen und ihm in den Rücken fallen zu können, aber — so fährt sie fort — »meine Hoffnung ist — wenn anders Gott nicht unseren Untergang beschlossen hat — dass unsere Armee die 30.000 Mann (so stark dachte sie sich das bei Lang-Enzersdorf überschreitende Corps) besiegt haben wird, und wenn dann auch Napoleon kommt, er wird uns, besonders da er ja nun um 30.000 Mann schwächer ist, nicht zu Boden werfen können — wenigstens nach allem menschlichen Urtheil, und aller Wahrscheinlichkeit nach

nicht. Wenn ich auch die moralische Gewissheit habe, dass Napoleon uns an Talent und Thätigkeit unendlich überlegen ist, so scheint es mir doch, dass er diesmal zu viel riskiert, umsomehr, als ja 3000 Mann hier in Ungarn stehen, andere in Wien und in Umgebung und Bernadotte noch nicht herankommt. Ich begreife eigentlich nicht, warum Napoleon die Donau überschritten hat .... Jerôme Bonaparte, der König von Westfalen, kommt mit neuen Truppen, so dass wir, wenn auch für den Moment Sieger, doch zuletzt der Übermacht weichen müssten: das ist klar und war es immer in meinen Augen.« *)

Wie man sieht, ergeht sich die Kaiserin in den kühnsten Combinationen. Darin aber hatte sie Recht, dass der Erzherzog Generalissimus ohne schweren Schaden damals nicht aufs rechte Donauufer hinüber kommen konnte — der Gedanke war im Hauptquartier erwogen, aber als zu gefährlich aufgegeben worden, — ferner dass Napoleon, indem er den Fluss im Angesicht des Gegners überschritt, gegen seine Gewohnheit manche Vorsicht außeracht gelassen hatte.

Endlich, zwischen dem 24. und 25. brachte Erzherzog Karl Ambros der Schwester die bestimmte Nachricht von dem errungenen Sieg. In athemloser Hast wirft sie ein paar Zeilen aufs Papier und sendet sie an den Bruder Max, der eben bei der Mutter weilte: »... Gott sei Dank, ich habe es errathen,« schreibt sie, »die Franzosen überschritten am Samstag die Donau und die Unsrigen wurden (zuerst)

---

*) Brief vom 24. Mai 1809. E. A.

zurückgeworfen; am Sonntag kam Napoleon mit 92.000 Mann über den Fluss; die Schlacht begann, Karl befehligte das Centrum, Reuß den rechten, Liechtenstein den linken Flügel. Napoleon wurde geschlagen und auf die Insel Lobau zurückgetrieben. Als Karl (der Bruder) weggieng, war alles ruhig und nur die Arrièregarde noch da, auch schon auf der Flucht begriffen. Karl kann Geschäfte halber nicht nach Gödöllö kommen, muss aber eine Nachricht auf sichrem Wege hin gelangen lassen. Komme drum diesen Abend zu mir herüber, ich werde für deine Unterkunft sorgen; wenn Du ankommst, begib Dich gleich zu mir, ob ich zu Bette bin oder nicht.« *)

Diese Nachricht war in den Einzelheiten recht ungenau, nicht mit 92.000, sondern mit circa 76.000 Mann war Napoleon über die Donau gegangen, das Centrum hatte Bellegarde, den rechten Flügel Hiller, den linken Rosenberg befehligt; Karl dirigierte die Gesammtbewegung, Fürst Liechtenstein führte die Cavallerie des Reservecorps, das im rechten Flügel kämpfte, Fürst Reuß endlich, der Commandant des 5. Armeecorps, nahm an der Schlacht gar nicht theil, sein Corps war vor der Hauptarmee einerseits gegen Krems, andererseits gegen Preßburg detachiert.

Kaiser Franz war von dem Erfolg von Aspern sehr befriedigt: »Der vollständigste Sieg,« schrieb er noch am 24. an den Palatin, »krönte die Anstrengungen einer Armee, von der man kurz vorher der Welt verkündigt hatte, dass sie zertrümmert und aufgelöst sei.« Auch am Hoflager zu Ofen

*) Undatiertes Billet. E. A.

herrschte großer Jubel. »Ich möchte Ihnen die Freude der Ofner und Pester beschreiben können,« wünscht Maria Louise in einem Briefe an ihren Vater, »gestern sahen wir nichts als freudige Gesichter, überall, wo die liebe Mama gieng, erscholl ein lautes Vivatrufen.« Aber die Kaiserin selbst gab sich wenigstens nicht lange der Freude hin, nirgends — weder in den Briefen an den Gemahl, noch in denen an die Mutter — hat sie fürder ein Wort der Anerkennung oder der Hoffnung: das Dankschreiben, das der Kaiser an den Generalissimus richtete, den Armeebefehl, in dem dieser Europa den errungenen Sieg, den Truppen das Lob des obersten Kriegsherrn verkündete, findet sie zu selbstbewusst, zu herausfordernd — sie begreift nicht, wie man sich selbst so rühmen könne, dies sei das einzige, was man von den Franzosen gelernt habe.*)

Mit diesem harten, hoffnungslosen Urtheil stand aber Maria Ludovica nicht allein im Kreise der Wissenden. So groß die Begeisterung war, die die Kunde von dem Siege des österreichischen Heeres in den breiten Schichten der Bevölkerung der Monarchie und unter den Patrioten in Norddeutschland erregte, von den Eingeweihten am Hof und im Feldlager blieben sehr viele still und gedrückt, und die Verdienste des Erzherzogs Karl fanden da nur wenig Anerkennung. Auch langdauerndes Unglück, ebenso wie beständiges Glück macht blind. In den Tagbüchern von Gentz kann man nachlesen, wie unbillig hervorragende Officiere — so Moriz O'Donnell, der Adjutant des Erzherzogs

*) Brief ddo. Ofen, 28. Mai 1809. E. A.

Maxmilian,*) — über Karl urtheilten: nur glückliche Zufälle, die Energie der Unterfeldherren, die Tapferkeit der Truppen hätten nach ihnen den Sieg gegeben, nicht Feldherrnkunst und Heldenmuth des Erzherzogs: erst die Nachwelt hat diesem Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Aber wenn auch Maria Ludovica sehr trübe in die Zukunft sah und von der obersten Führung des Heeres nichts Gutes erwartete, so wollte sie deshalb doch keineswegs Frieden geschlossen haben. Im Gegentheil, sie hätte am liebsten die österreichische Armee die Offensive ergreifen sehen; ohne sich Rechenschaft von den Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung zu geben, machte sie es — auch hier mit vielen am Hofe eines Sinnes — dem Generalissimus zum schweren Vorwurf, dass er am linken Donauufer blieb: einen Entschluss, der die Frucht reifster Überlegung war, sah sie in echt weiblicher Voreingenommenheit nur Mangel an Einsicht und selbst an Muth.**)

Zu Anfang Juni begab sich Kaiser Franz nach Raab, um die ungarische Insurrection zu sehen, und nach Komorn, um sich vom Zustand dieser Festung zu überzeugen. Er gab der Kaiserin ein Stelldichein an diesem Ort. Nur schwer entschloss sie sich zu der Reise, denn sie war schon seit

*) In einer französischen Denkschrift: »Caractéres de la maison d'Autriche« wird O'Donnell, den Gentz sehr lobt, äußerst ungünstig beurtheilt, er sei: »le plus méchant, le plus fourbe et le plus ignorant de tous les hommes." Ihm wird auch ein großer Theil der Fehler, die Erzherzog Max bei der Vertheidigung Wiens begangen haben soll, zur Last gelegt. S. Wertheimer II. 318 A. 1.

**) Briefe an den Erzherzog Johann s. die Literaturnachweise.

Monaten leidend. »Gewiss,« schrieb sie darüber an ihre Mutter, »wäre es der größte Trost für mich, wenn ich mich mit meinem Gatten vereinigen könnte, aber soll ich bei dieser Hitze eine mühsame Reise machen, um ihn vielleicht für zwei Stunden zu sehen? Wenn ich ihm noch nützlich sein könnte, Gott weiß, dass ich dann gern Gesundheit und Leben für ihn opferte, aber so ist's ein bloßes Wiedersehen auf Minuten und die Welt könnte sagen, der Kaiser hat sein Heer verlassen, nicht um die Insurrection, sondern um seine Frau zu sehen . . . .«*) Von da an hören wir über vierzehn Tage nichts von ihr; sowohl ihre Correspondenz mit dem Kaiser, als die mit ihrer Mutter zeigen im Juni große Lücken.**) Inzwischen war die Schlacht von Raab verloren worden, und Ofen hatte aufgehört, ein sicherer Ort zu sein: am 14. war die kaiserliche Familie nach kurzer Ruh' in Gödöllö, wo Maria Ludovica die geliebte Mutter umarmen konnte, nach Hatvan und dann weiter nach Erlau gereist, wo sie am 16. eintraf.

Die Niederlage von Raab, welche die Vereinigung Napoleons mit seiner italienischen Armee ermöglichte, sowie die Fortschritte, welche um dieselbe Zeit die Russen in Verbindung mit den Polen in Galizien machten, ließen die Lage der Monarchie um die Mitte des Juni wieder völlig verzweifelt erscheinen. Kein Wunder, wenn der Generalissimus den Gedanken an einen friedlichen Ausgleich, den

*) Brief ddo. Ofen, 6. Juni 1809. E. A.

**) Zwischen dem 28. Mai und 23. Juni in der Correspondenz mit dem Kaiser, zwischen dem 6. und 27. Juni in der mit Maria Beatrix.

er gleich nach den ersten Katastrophen gefasst hatte, wieder aufnahm. »Seit der Schlacht von Regensburg und besonders seit jener von Aspern,« schrieb er am 23. Juni an Herzog Albert, »predige ich unermüdlich Friede, Friede, Friede. Lieber etwas aufopfern als alles verlieren. Napoleon will sich endlich zur Auswechslung der Gefangenen verstehen; er sendet Metternich gegen Daudun zurück. Die Schlacht von Aspern hat ihn milder gestimmt; man benütze doch diese glückliche Stunde, die sich uns ein zweitesmal schwerlich bieten wird.«

In der That war auch Napoleon nicht abgeneigt, Frieden zu machen. Er hatte — allerdings noch vor seinem Siege bei Raab — den Grafen Pergen, Vicepräsidenten der Hofkammer, der in Wien zurückgeblieben war, und den Grafen Hardegg unter dem Vorwand, die Versorgung der Stadt Wien mit Lebensmitteln aus Ungarn zu erwirken, ins Hauptquartier des Kaisers gesendet, um dorten die friedlichen Absichten Napoleons verlauten zu lassen. Besonders der Erzherzog Rainer, der diese beiden Abgesandten in Ofen sprach, trat beim Kaiser für die Idee eines schnellen Friedens ein. Die Kaiserin — so erfahren wir — war dagegen: Gentz erzählt, am 18. Juni, also bereits vier Tage nach der Raaber Schlacht, sei Graf Pálffy von Erlau zu ihm nach Hatvan gekommen und habe ihm berichtet, die Kaiserin sei voll Muth und fürchte nichts als einen Frieden, sie habe dem Kaiser geschrieben: »Lieber alles leiden als sich durch demüthigende Schritte retten!« Dies stimmt mit der Nachricht, welche der preußische sowie der hannoveranische Gesandte in den nächsten Tagen an ihre Höfe sandten: der

Kaiser habe Pergen heftig angefahren und in Ungnaden entlassen. Vielleicht hatte der Brief der Kaiserin dies bewirkt; Gentz wenigstens, der damals auch von einem Frieden nicht hören mochte, schätzt ihren Einfluss sehr hoch. »C'est notre partie forte,« sagte er von ihr.

Wenn aber auch das Wort Maria Ludovica's in der großen Frage: ob Krieg, ob Frieden? von Gewicht gewesen ist, auf die einzelnen militärischen und diplomatischen Maßregeln, die am Hoflager des Kaisers beschlossen wurden, wirkte sie nicht, und sie hat für diese ein nicht viel milderes Urtheil, als für die Unthätigkeit der Hauptarmee. Vor der Raaber Schlacht hatte der Kaiser den Palatin angewiesen, das Commando der ungarischen Insurrection an den Erzherzog Johann abzutreten. Der Palatin fand dies nicht nur verfassungswidrig, sondern auch nicht mehr durchführbar, da man sich bereits zum Kampf anschickte. Er stellte dies dem Kaiser vor, und dieser war es zufrieden. Die Kaiserin aber meint: entweder die Maßregel war nothwendig, dann musste auf ihrer Ausführung bestanden werden, oder sie war es nicht, dann hätte sie nie befohlen werden sollen. Während des Bombardements von Pressburg, am 26. und 27. Juni, befand sich der Kaiser in der Stadt: »Stelle Dir vor,« schrieb Ludovica an die Mutter, »was ich leide, wenn ich sehe, wie sich der Kaiser ohne Zweck solcher Gefahr aussetzt.« General Stutterheim war gegen Ende Juni zu einer geheimen Mission nach St. Petersburg auserwählt worden: er sollte dem Czaren einen eigenhändigen Brief des Kaisers überbringen, in welchem die Rede von der Annahme

einer russischen Vermittlung war — »der Liebhaber der Grassalkovitsch,» ruft die Kaiserin voll Bitterkeit aus, »der immer nur mit seiner Toilette beschäftigt ist, der schon einmal von Petersburg weggejagt worden ist, weil er einen bösen Handel dorten hatte! Es scheint, dass man sich bemüht, alles so schlecht wie möglich zu machen.« Auch mit der Wahl des Majors Steigentesch für eine Sendung an den König von Preußen, den man damals noch herüberzuziehen hoffte, ist sie nicht einverstanden: »man sagt, dass der Major ein guter Comödienschreiber ist,« bemerkt sie, »vielleicht will man, dass er jetzt unsere Tragödie schreibt, die bald, bald sich entwickeln wird.« Ein kaiserliches Rescript an die Comitate, in welchem die Vermehrung der Insurrection und 20.000 Recruten gefordert waren, findet sie zu lang und ungeschickt abgefasst: es verrathe, dass man sich vor der Nation fürchte, man werde damit alle abschrecken und nichts erreichen. »Ich sage und wiederhole es,« so schließt sie den Brief, in dem sie dies äußert, »ohne ein Wunder sind wir verloren und wir verdienen es nicht, dass Gott uns zu liebe ein Wunder thut.« Dass man die »armen Tiroler« aufopfere, darüber hatte sie schon im Mai geklagt, nun, im Juli, seufzt sie über das Schicksal Pressburgs, das aufgegeben werden musste: »diese armen Bürger, die alle um unsertwillen gelitten haben,« ruft sie aus, »und die wir jetzt dem Feinde preisgeben — wie grausam! Wir werden zuletzt niemanden mehr finden, der sich noch für uns opfern will.« *)

*) Briefe vom 27. Juni, vom 3., 7. und 13. Juli 1809. E. A.

Vom 4. bis 6. Juli kämpfte die Hauptarmee bei Wagram. Obwohl die österreichischen Truppen noch in größter Ordnung und vom besten Geiste beseelt waren, ihre Stellung im Laufe der Schlacht sich eher verbessert und der Feind einen Theil seiner Reserve gegen Ungarn entsendet hatte, beschloss der Generalissimus am Abend des 6. dennoch den Rückzug anzutreten. Es war nicht zu leugnen, dass die Armee durch die zwei blutigen Schlachttage wirklich erschöpft war; eine neue Schlacht hätte im ungünstigen Falle eine unvermeidliche Auflösung herbeigeführt und bei der Lage, in der sich die Monarchie befand, glaubte Erzherzog Karl, dies nicht wagen zu dürfen. Er wählte die Richtung gegen Böhmen, aber die Feinde folgten, und es kam in den nächsten Tagen zu mehreren Gefechten: keines war entschieden unglücklich für die österreichische Armee; dennoch aber schloss der Generalissimus am 12. Juli den Waffenstillstand von Znaim. Denn das Heer bedurfte unstreitig nach so vielen Schlachttagen einige Zeit, um sich zu ergänzen und zu ordnen, sowie um sich über einen neuen Operationsplan zu verständigen, der nun, da die Hauptarmee nicht mehr im Mittelpunkte der Monarchie stand, unbedingt nöthig war. Überdies wurden die Österreicher dadurch auf eine Linie beschränkt, die sie in wenigen Tagen ohnedies hätten einnehmen müssen, wenn sie den Kampf wieder aufnehmen wollten.

Die Kaiserin erfuhr von der Wagramer Schlacht am 11. oder 12., zuerst durch einen mündlichen Bericht Pálffys, dann durch einen Brief des Kaisers. Wie wir leicht errathen können, war sie mit

dem Aufgeben der Schlacht am 6. durchaus nicht einverstanden, sie hält mit den schärfsten Worten gegen den Generalissimus nicht zurück. Erzherzog Karl hatte seinem Bruder Johann, der bei Pressburg stand, in der Nacht vom 4. auf den 5. den Befehl zugeschickt, gegen Marchegg aufzubrechen und von da eine Diversion in den Rücken des Feindes zu machen. Aber Johann traf erst am Mittag des 6. in Marchegg ein: auf dem Schlachtfeld erschien er erst, als der Rückzug bereits beschlossen worden war. Der Generalissimus schrieb gleich damals, und auch später noch, diesem Umstand den ungünstigen Ausgang der Schlacht zu, andere Generäle haben ihm beigestimmt und das Verhalten des Erzherzogs Johann aufs schärfste verurtheilt. Die Kaiserin dagegen sah alles Unrecht und alle Fehler nur in der obersten Heeresleitung: Johann überzeugte sie brieflich von seiner Schuldlosigkeit, er schickte ihr ein Schreiben Karls an ihn, das sie empörend nannte. *)

Am 13. dringt das Gerücht zu ihr, Erzherzog Karl, Zichy der Finanzminister und der Kaiser selbst seien für den Frieden, Metternich, Stadion und Baldacci für die Fortsetzung des Krieges. Es kränkt sie tief, dass man den Kaiser gleichsam als bloß mitstimmenden Factor in Anrechnung bringe: »sie vergessen,« sagt sie, »dass er der Herr ist.« Am 17. weiß sie von dem Waffenstillstand von Znaim: sie nennt ihn »schimpflich«. Sie sendet Pálffy mit einem Brief an den Kaiser, in dem sie — wie Gentz sagt — mit Kraft gegen jedes Project eines ent-

---

*) Brief vom 12. Juli 1809. E. A.

ehrenden Friedens protestiert. Am 19. erhält sie die irrthümliche Nachricht, der Kaiser hätte den Waffenstillstand verworfen und freut sich darüber, denn seine Bedingungen seien entsetzlich (orribile); das schmerzhafteste dabei wäre gewesen, dass man gerade das Land und die Stadt dabei hätte opfern müssen, die sich durch ihre Anhänglichkeit an das Kaiserhaus am meisten ausgezeichnet: Tirol und Pressburg.*) Allerdings, die verabredete Demarcationslinie zog sich die Grenze zwischen Böhmen und Ober-Österreich, dann die zwischen dem Znaimer und Brünner Kreis entlang, lief von Hollitsch bis gegen Pressburg, dann längs der Donau bis Raab, durch Steiermark, Krain und Istrien bis nach Fiume. Aber Kaiser Franz hatte bereits am 18. Juli den Waffenstillstand genehmigt, ja er sandte den Fürsten Johann Liechtenstein, der schon diesen unterhandelt hatte, noch einmal zu Napoleon, um ihm Vergleichsvorschläge zum Zweck eines definitiven Friedens zu machen. Die Friedenspartei war für den Augenblick die stärkere. Maria Ludovica ergab sich jedoch nicht. Zu Ende des Monats gieng sie zum Kaiser nach Komorn, und blieb nun bei ihm: es ist aus diesen Tagen kein Brief von ihr erhalten, in dem sie die große Frage, die damals alles bewegte, berührte, aber wir werden nicht irren, wenn wir sie uns den Gemahl zu kriegerischen Entschlüssen drängend vorstellen. Welche Gedanken hochgesinnte Frauen in den höchsten Regionen damals hegten, lernen wir aus einem berühmten Brief der Fürstin Karl Schwarzenberg, die in

---

*) Brief vom 19. Juli 1809. E. A.

Gödöllö weilte und an ihren Gemahl am 28. Juli Folgendes schrieb: »Ich möchte ganz in die Vergangenheit fliehen, mit Gegenwart und Zukunft völlig abschließen. Man hat mir gesagt, dass Du dazu bestimmt warst, diesen sogenannten Frieden zu unterhandeln — nun wahrhaftig, es liegt etwas Übernatürliches darin, dass Du diesem Schicksal entgangen bist. Du hättest Deinen Namen besudelt. O ich habe nur einen Wunsch mehr auf Erden und der ist, dass diese Vernichtung, welche Feiglinge Frieden nennen, völlige Vernichtung sei, die Ruhe des Todes will ich, keine politische Existenz.« Vom Schlage dieser fürstlichen Frau war auch Maria Ludovica.

Endlich, um die Mitte August, kamen die übertriebenen Forderungen Napoleons den Anwälten des Krieges zu Hilfe: sein Abgesandter Champagny hatte zu Ungarisch-Altenburg, wo er mit Metternich und dem General Nugent unterhandelte, nicht weniger denn soviel Land gefordert, als durch den Krieg in den Besitz der Franzosen gelangt war, das war etwa ein Drittel der ganzen Monarchie. Metternich dagegen durfte nicht mehr bieten als Salzburg und höchstens Westgalizien. Die Kaiserin athmet auf: »es scheint,« schreibt sie am 14. August der Mutter, »dass man hier nun doch entschieden ist, die Feindseligkeiten wieder zu beginnen, wenn der Friede nicht ehrenvoll ist. Freilich — setzt sie resigniert hinzu — ich sehe nicht, dass etwas geschieht, um den Krieg besser zu führen, als er bisher geführt worden ist.« Zwölf Tage später — das Hoflager war inzwischen nach Totis verlegt worden — fasst sie den Wiederausbruch des Krieges schon ziemlich

bestimmt ins Auge.» Nach dem, was ich sehe, zweifle ich nicht, dass der Krieg wieder beginnen wird, und wenn wir nicht einen sicheren und ehrenvollen Frieden erhalten können, so ziehe ich das Wagnis eines neuen Kampfes vor. Der Kaiser ist in dieser Hinsicht fest und entschieden. Auch sind die nöthigen Mittel da. Die Armee ist noch stark, schön und voll Muth, mit der Insurrection zusammen zählt sie 200.000 Mann, ohne das Corps Ferdinands zu rechnen. Der Kaiser hat, wie Du schon weißt, dem Namen nach das Commando übernommen, Liechtenstein wird es in der That führen, Johann und Josef werden unter seinen Befehlen stehen und haben dies auch gleich verlangt.« Sie führt dann noch die Officiere an, die in der neuen Action eine Rolle spielen sollen: Duca als Generalquartiermeister, Bellegarde als Stellvertreter von Liechtenstein, Radetzky u. a. Sie scheint Hoffnung zu hegen, aber ruhig ist sie nicht.*) Gentz indessen, der am 15. durch Pálffy von diesen Entschließungen hörte, fand, dass Kaiser und Kaiserin sich Illusionen hingäben und auf Gemeinplätze vertrauten — sie hätten, meint er, keine deutliche Einsicht in die Lage, er sah diese damals bereits als verzweifelt an.

Mitten in der fieberhaften Bewegung dieser Wochen traf die ohnedies Leidende ein neuer Schlag. Ihr jüngster Bruder, Karl Ambros, seit einem Jahre Fürstprimas von Ungarn und, seitdem sie in Ungarn war, viel um sie, erkrankte am 20. August am Typhus: er hatte sich den Keim dazu in den Militärspitälern, in die er unerschrocken

*) Brief vom 26. August 1809. E. A.

gegangen war, geholt. Man fürchtete gleich auch für die Kaiserin. »Ich traue mir gar nicht den Gedanken nur vorzustellen,« schrieb Maria Louise an den Vater, »dass sie auch krank könnte werden, er ist für mein Herz viel zu schrecklich; ich bitte Sie inständigst, sie zu bereden, dass sie sich mehr schont, ich kann keine Worte finden, um Ihnen die Angst zu beschreiben, welche sie uns verursacht.« Am 2. September starb Karl, erst vierundzwanzig Jahre alt. Die Kaiserin fiel auf die Todesnachricht in solche Schwäche, dass man auch ihr Ende gekommen meinte und einen Geistlichen zur letzten Ölung rief. »Die arme Kaiserin,« zeichnete Erzherzog Johann in sein Tagebuch ein, »die diesen ihren Bruder so zärtlich liebte! Es ist ein wahrer Verlust, er hatte Kopf und Herz, war freimüthig; sein Stand und seine Stellung erlaubten ihm, seine Meinung offen auszusprechen ..... Der Kaiserin, körperlich und seelenkrank, schwindet eine Stütze um die andere.« Erst am 4. fand sie die Kraft, der Mutter zu schreiben; »er sei,« so meldet sie ihr, »wie ein Heiliger gestorben;« sie preist ihn glücklich, dass er diese »schreckliche Welt« verlassen, sie bemitleide ihn nicht, zu beweinen seien nur die, die zurückblieben; »aber,« setzt sie hinzu, »Du kannst Dir ja vorstellen, was ich fühle, da Du weißt, wie sehr ich ihn von Kindheit an liebte; ich habe einen zärtlichen Bruder und meinen besten Freund in ihm verloren ...« Noch nach Wochen und Monaten ertönt ihre Klage. »Das schmerzhafteste Opfer,« schreibt sie Ende October, »und dessen Bitternis ich heute noch fühle wie am ersten Tag, war der Tod Karls. Du weißt, theuerste Mutter, welch zärt-

liche Freundschaft, welch inniges Vertrauen uns von Kindheit an verbunden: ermiss darnach den Verlust, den ich erlitten habe.« Und vierzehn Tage später ist sie voll Sehnsucht nach der Mutter, um mit ihr von »ihrem Karl« sprechen zu können: wenn ihr auch sein Tod der bitterste Verlust war, so spricht sie doch gerne von ihm: sie ergibt sich leichter in ein Unglück, das eine unmittelbare Fügung Gottes war, als in jenes, das menschlicher Unverstand und menschliche Schwäche sich selbst bereitet. Im Sommer 1810 sah sie in Karlsbad von ihrem Fenster aus der Frohnleichnams-Procession zu: als das Venerabile vorüberkam, überfiel sie die Erinnerung an den Bruder, der noch vor Jahresfrist diesen heiligen Act vor ihr vollzogen hatte, mit solcher Gewalt, dass sie ohnmächtig zu Bodens ank. Alljährlich am Todestage des Vielgeliebten überkam sie der Schmerz aufs neue: »Niemand kann verstehen, wie viel ich in diesem Bruder und Freund verloren habe,« klagt sie 1811 der Mutter, »der von seiner Geburt bis zu seinem Tod alles für mich war. Die Harmonie der Gedanken und Gefühle, die Freundschaft, die uns verband, war einzig, und doch spreche ich nicht gerne davon außer mit den Personen, denen ich ganz vertraue; ich muss meinen Schmerz mit mir selbst und mit Gott ausmachen; nur Dir noch, theuerste Mutter, die jeden Gedanken, jede Empfindung meines Lebens kennt, kann ich davon sagen, Du allein wirst mich verstehen und beweinen.« *)

*) Briefe an die Mutter vom 4. September, vom 29. October, vom 17. November 1809, vom 3. September 1811; an den Kaiser: vom 20. Juni 1810. E. A. St. A.

Aber auch dieser neue Unglücksfall beugte ihren Muth noch nicht, brach den Widerstand nicht, den sie dem Abschluss eines Friedens entgegengesetzt. Fürst Johann Liechtenstein hatte vielleicht so Unrecht nicht, als er meinte: da sie daran verzweifle, eine glückliche Frau zu werden, so habe sie den Entschluss gefasst, als Heldin zu sterben, mit einer Art Befriedigung fasse sie einen glorreichen Untergang ins Auge und erstrebe diesen mehr als einen Sieg. Bestärkt mochte sie in diesen romantischen Ideen durch den Grafen Pálffy werden, der immer noch viel bei ihr war. Gentz aber, nun ein entschiedener Anwalt des Friedens, suchte den Grafen von der Aussichtslosigkeit eines ferneren Krieges zu überzeugen: seiner Beredsamkeit gelang dies zuletzt am 24. September; Pálffy versprach auch, die Kaiserin umzustimmen: »ein unbedingt nothwendiges Moment,« wie Gentz meinte, um den Kaiser für den Frieden zu gewinnen. Wirklich gab Maria Ludovica noch am Abend desselben Tages in einem Familienrathe ihren Widerstand gegen eine friedliche Abkunft auf. Wohl bereiteten hernach neue Forderungen Napoleons neue Schwierigkeiten, aber sie scheint nicht mehr versucht zu haben, in die Unterhandlungen einzugreifen; bekanntlich endigten sie einige Wochen später mit dem Frieden von Wien.

Am 9. October kam Maria Ludovica von Totis, wo sie sich seit Ende August aufgehalten hatte, nach Ofen zurück. Sie war sehr krank: »Die unglückliche Fürstin stirbt dahin,« schrieb Gentz in sein Tagebuch. Aber es war eine wunderbare Willenskraft in der jungen Frau. Zu Anfang No-

vember erkrankte ihr Bruder Franz an den Masern: »ein neues Kreuz von Gott,« meint sie, steht auf und pflegt ihn, so dass sie ein paar Wochen die kaiserlichen Kinder nicht sehen darf. Nach der Genesung des Bruders werden aber doch diese auch von der Krankheit befallen, und so ist sie wieder Krankenpflegerin und bleibt getrennt von dem Gemahl. In stiller Traurigkeit lebt sie dahin. Es fehle ihr nichts Positives, schreibt sie einmal an den Kaiser, aber die tiefste Melancholie drücke sie und mache sie kraftlos: »Nebst aller Anstrengung, um selbe zu überwinden, so hab' ich Stunden, wo mir jedes Wort, jede Beschäftigung zuwider wären, wenn ich nicht Trost bei Gott suchen thäte. Ich fühle, dass die Maschine nicht mehr das ist, was sie war, denn die Mattigkeit bessert sich gar nicht.« Jeden Augenblick hat sie Fieber und ist bettlägerig, sie fühlt, dass auch »die Seelenkräfte« sie verlassen.

Einen Augenblick gibt ihr die leise Hoffnung, gesegneten Leibes zu sein, neuen Lebensmuth, aber bald erwies sich's als eine Täuschung. Recht unnütz, recht überflüssig kömmt sie sich auf der Welt nun vor: es sei nur gut, schreibt sie einmal mit einem Anflug alter Schalkhaftigkeit an den Gemahl, dass er sie jetzt nicht sehe, so schlecht, so abgemagert sieht sie aus: »so wie ich jetzt bin, könntest Du den Gedanken fassen, mich als eine Unbrauchbare auf dem Tandelmarkt zu verkaufen.«*)

Das lebhafte Interesse, das sie früher an den Welthändeln genommen, erlosch nun in ihr, wie sie

*) Die Briefe aus dem Spätjahr 1809, sowie vom Jänner 1810 an den Kaiser. St. A.

selber meinte, für immer: in der That trat es nur für einige Zeit stark zurück. Was sie wohl noch vor Jahresfrist erträumt: an der Seite des siegreichen Kaisers in die Hofburg zurückzukehren, die Monarchie in ihren alten Grenzen wiederhergestellt, die italienische Heimat mit des Gatten Ländern vereinigt, die Thränen ihrer Mutter getrocknet, ihren Brüdern das Erbe zurückgegeben zu sehen: das alles war nun auf lange Zeit dahin, es galt sich zu bescheiden und zu entsagen. In einem Brief am Neujahrstage 1810 drückt sie das alles gefasst und entschieden aus: sie wünscht, so sagt sie darin, fürs neue Jahr von Gott nur Gesundheit und Kraft, nichts anderes; vor der Welt empfinde sie Ekel, dies sei keine Redensart. »Ich versichere Dir, nur für die Personen habe ich noch Interesse, alles andere ist mir gleichgiltig. Glaube nicht, dass ich so rede, weil ich schlechter Laune bin, im Gegentheil: ich fühle eine gewisse Ruhe in der Seele, fühle mich eins mit Gott, und das macht mich stark und tröstet mich.«

Die Reihe der Prüfungen, die über sie verhängt waren, war aber noch nicht um. Kaum war sie — nur halb genesen — nach Wien zurückgekehrt, so warb Napoleon um ihre Stief- und Ziehtochter Maria Louise. Am 19. Februar bringt sie der Mutter die »traurige Nachricht«, schon ist das Programm der Verlobungsfeier entworfen: »was ich dabei denke und den Zustand meiner Seele kannst Du Dir wohl vorstellen; das Ganze scheint mir ein Traum .... die Pflicht gebietet mir, all den traurigen Ceremonien beizuwohnen. Gott, dem ich schon so viel aufgeopfert habe, wird mir die

Kraft geben, auch dies zu tragen ..... Hart wird es mir erscheinen, bei dieser Trauung am Altar der Augustinerkirche zu stehen, da, wo der arme Karl mir den Segen gab, — gewiss diesmal hätte er ihn nicht gegeben.« Zu der Abneigung, sich mit dem zu verbinden, der ihr und ihrem Geschlecht so viel bittere Schmerzen bereitet, gesellte sich noch etwas anderes: ein späterer Brief deutet an, dass Erzherzog Franz, der Bruder, eine stille Neigung zu Maria Louisen gefasst hatte, die von der jugendlichen Prinzessin erwidert wurde: sie — die Kaiserin — habe früher schon alles gethan, um diese wechselseitige Liebe zu unterdrücken, da sie ein glückliches Ende nicht absehen konnte und die beiden auch gar nicht füreinander passten. Sie drang nun in die Entfernung Franzens; er musste für einige Zeit zu seinem Bruder Ferdinand nach Brünn.*)

Die Festlichkeiten, zu denen der Hof nun genöthigt war und die sie als Demüthigung empfand, wurden indes für sie zu einem neuen Triumph. Wie sie da erschien, nicht regelmäßig schön, schwer leidend und um vier Jahre älter als die Braut, übertraf sie diese doch durch Anmuth der Bewegung, Geschmack der Gewandung und eine Maje-

*) Brief vom 5. April 1810. (»Il povero Francesco mi fa pena, prende la cosa con molte rassegnazione, ma però tanto tanto calda che lo pregai di portarsi da Ferdinando .... Francesco le ha aperto il suo cuore, pur troppo lo vedeva inamorato, il come non lo so, ma so che fatto ho il possibile già prima per estinguere il vicendevole lovo amore, perchè prevedeva che la cosa non riuscirebbe, e ardisco dire e sostengo ancora ch'essa non sarebbe fatta per Francesco il quale non s'adatterebbe alla nullità d'ogni sentimento che troverebbe in famiglia. benchè la Luigia abbia guadagnato infinitamente in questi ultimi tempi.«)

stät in der Haltung, welche bei ihrer nicht großen Gestalt doppelt überraschend war. Marschall Berthier, der außerordentliche Botschafter Frankreichs, äußerte sich, es sei Zeit, dass er Wien wieder verlasse: so tief war der Eindruck, den die Kaiserin auf ihn übte. Und die Gräfin Lanskorońska schrieb an den Reichsfreiherrn von Stein: »Die Kaiserin ist ein wahrer Engel, dem die Vorsehung, als sie ihn aussandte, die Möglichkeit hätte gewähren sollen, alles Gute zu thun, dessen sie fähig ist; aber in der Lage, worin sie sich befindet, vermag man sie nur mit schmerzlicher Begeisterung und Bewunderung zu sehen. Sie hat eine wunderbare Wirkung auf die Fremden gemacht, die jetzt bei den Hochzeitsfeierlichkeiten hier sind.«

Damals scheint auch Gentz sie näher kennen gelernt zu haben. Dieser Schriftsteller stand seit 1802 in österreichischen Diensten; bis dahin hatte er ganz in dem Gedanken eines europäischen Widerstandes gegen das revolutionäre Frankreich, das er in Napoleon verkörpert sah, gelebt, unter Stadion hatte er auch in diesem Sinne öffentlich wirken können, er war der Verfasser des österreichischen Manifestes von 1809 gewesen. Während des Krieges traf er in seinem Urtheil über Persönlichkeiten und Verhältnisse häufig mit der Kaiserin zusammen, bis zur Schlacht von Wagram war auch er ein entschiedener Anwalt der Fortsetzung des Kampfes gewesen. Ganz wie Maria Ludovica sah auch er durch den Wechsel des Systems, der in Österreich 1810 erfolgte, das Ideal seines Lebens in weite Ferne gerückt: es verband die beiden gewissermaßen die gleiche Enttäuschung, die gleiche Entsagung. Bis zu dieser

Zeit scheint er sie nur wenig gesehen, vielleicht gar nicht gesprochen zu haben: was er von ihr wusste, hatte er von dritten Personen, von Pálffy, von Liechtenstein und anderen gehört. Nun erst vermochte er nach eigenen Eindrücken zu urtheilen. Für weibliche Schönheit, für weibliche Geisteskraft und Charakterstärke war er von jeher überaus empfänglich gewesen. So hatte er vor einem Jahrzehnt, aus dem zügellosesten Wüstlingsleben kommend, vor der Dichterin der »Schwestern von Lesbos«, der jugendschönen Amalie von Imhof in Weimar, »alles was es im persönlichen Verkehr der Menschen Schönes, Reines und Großes gibt«, genossen und unter tausend Thränen ein neues Leben zu beginnen geschworen, so hatte er später im Umgang mit der Fürstin Dolgorucka zu lernen gemeint, dass wahre Seelengröße in seinem entarteten Zeitalter nur mehr bei den Frauen zu finden sei, so war er 1806 am Vorabend der Katastrophe von Jena in ehrfurchtsvoller Bewunderung vor Königin Louise von Preußen gestanden. Nun, am Ende seines Tagebuches vom Jahre 1810, äußert er sich mit dem größten Enthusiasmus über Maria Ludovica. Nachdem er von dem Zustand der Monarchie und den Fähigkeiten der leitenden Personen ein ziemlich düsteres Bild entworfen, meint er: eine Person allein wäre fähig, eine große wohlthätige Revolution in Österreich zu bewirken: »eine Person von überlegenem Geist, von erhabener Seele, von einer Haltung, die Würde mit Anmuth vereint und während dieser ihr so unerwünschten Feste das Entzücken aller Kenner gewesen ist — mit einem Wort: die Kaiserin!« Aber indem er alle die Schwierigkeiten bedenkt,

die sie zu überwinden hätte — ihre tödliche Krankheit vor allem und das Wesen des Kaisers, der großen Veränderungen durchaus abhold sei — meint er resigniert, auch sie werde es nicht vermögen; so wie sie selber es empfand, sah es auch dieser scharfsinnige Beobachter an: nach den Enttäuschungen ihrer Honigmonde gab es für sie nur mehr ein schmerzliches Entsagen.



VI. CAPITEL.

Stilleben. Bekanntschaft mit Goethe.

Im Sommer 1810 riethen die Ärzte der Kaiserin, die böhmischen Bäder zu gebrauchen. Um die Mitte Mai brach sie von Wien auf, am 21. finden wir sie in Prag. Sie fühlt sich noch immer sehr schwach; zum erstenmal vernehmen wir hier aus ihrem Munde eine leise Klage über den Gemahl: seine einzige Freude sei, mit den Kindern zwei, drei Stunden auf Bergen, zwischen Felsen und auf sumpfigen Wegen herumzustreifen, seine Schwestern begleiten ihn, ohne darunter zu leiden, und da könne er nicht begreifen, warum sie es nicht könne mit ihren 22 Jahren: »für jedesmal, das er mir sagt: ich soll mich schonen, sagt er mir zehnmal, es sei doch sonderbar, dass ich immer zu Hause bleibe, das seien Grillen; gewiss, er sagt es nicht, um mich zu betrüben, dessen ist er nicht fähig, er sagt nur aufrichtig, was er denkt. Da ich mich aber damit zu Grunde richten würde und ich's auch anders gar nicht imstande wäre, so bleibe ich doch zu Hause, kränke mich aber sehr und würde gern mein ganzes Vermögen geben, wenn ich mir darum ein Capital von Kraft kaufen könnte.«

Die Gesellschaft in Prag gefällt ihr nicht besonders; es sei viel Adel da, aber wenig Unterhaltung; übrigens machen ihr die Frauen einen weit besseren Eindruck als die Männer. Einmal besucht sie auch das Theater, man gab ein possenhaftes Stück, das sie an den berühmten Rochus Pumpernikel des Leopoldstädter Theaters erinnerte. Den politischen Nachrichten, die man hier umherträgt, kann sie doch nicht umhin zu lauschen: sie berichtet der Mutter, dass es Napoleon in Spanien sehr schlecht gehen solle, dass er kürzlich wüthend war, weil die Flamänder Maria Louise als eine Fürstentochter ihres angestammten Hauses so gut empfiengen und Bildnisse Maria Theresias an ihre Häuser hiengen.*)

Am 6. Juni traf sie in Karlsbad ein. Über das letzte Stück der Reise gibt sie dem Kaiser in einem Brief vom selben Tag ausführlichen Bericht. Der Weg unmittelbar vor der Stadt gieng stark bergab und war sehr steinig, deshalb — »mehr aber noch, um denen guten Menschen ein Vergnügen zu machen, welche darauf rechneten mich zu tragen,« so erzählt sie, »ließ ich mich bewegen, in einen Tragsessel zu steigen, welcher mit Leinwand und Blumen verziert war und so geschlossen, dass ich dachte zu ersticken; sechs Bürger trugen mich, der Magistrat gieng neben dem Sessel, das armierte Jägercorps umringte mich, Musik, Gesang, alles begleitete mich, das Volk strömte herbei, es schien mir, als wäre ich die Kaiserin von China, im Triumph getragen.« In dem sogenannten böhmischen Saal auf dem Marktplatz,

*) Briefe vom 21. Mai und 4. Juni 1810. E. A.

wo sie wohnen sollte, auf dem Corridor und auf der Treppe standen vierundzwanzig weißgekleidete, mit Eichenlaub geschmückte Mädchen, die unter beständigem Lebehochrufen Blumen streuten; am Eingang zu ihren Appartements überreichte ihr eines derselben auf weißem Atlaskissen ein Willkommgedicht.

Sie blieb bis zum 22. Juni in Karlsbad: nach längerem stürmischen Wetter brachte sie einige schöne Tage mit, die Gegend erschien ihr prächtig, es sei kein Vergleich mit Baden, schrieb sie der Mutter, sie habe sonst wenig Sinn für Landschaften, aber diese mache ihr Eindruck. Ihr Befinden besserte sich rasch; nur über Herzklopfen und Athemnoth klagt sie noch, aber sie wird wieder ein wenig voller, schon scherzt sie: der Kaiser werde sich wundern, wenn sie zurückkomme, sie werde so dick sein wie die Gräfin Vincenz Auersperg — wohl eine sehr beleibte Dame des Hofes. Und nun gewinnt sie auch wieder Freude an der Welt, an der Gesellschaft und ihren Zerstreuungen, der Sonnenschein der Jugend umspielt sie noch einmal. Abends bringt sie regelmäßig ein paar Stunden in dem sogenannten sächsischen Saale zu — wir würden's Cursalon nennen — den sie sehr angenehm findet: man vereinige sich da, mit wem man wolle und kehre heim, sobald man der Gesellschaft satt sei. Der Ton, der da herrscht, sagt ihr sehr zu, »wir sind recht natürlich und ungeniert,« berichtet sie dem Kaiser. Auf ausdrücklichen Befehl erscheint jeder in seiner gewohnten Tracht. Für die Herren standen Spieltische bereit, die jungen Personen vertrieben sich im Vorsaal mit Gesellschaftsspielen die Zeit.

Mit der Kaiserin war ihre Stieftochter Leopoldine, damals dreizehn Jahre alt, gekommen. Die hervorragendsten Personen des Gefolges waren Graf und Gräfin Althan, diese — eine geborene Batthyány — die Obersthofmeisterin der Kaiserin und wegen ihrer unwandelbar heiteren Gemüthsart von ihr besonders geschätzt; dann die Obersthofmeisterin der jungen Erzherzogin, Gräfin Lažansky. Ihnen gesellten sich ein Graf Chotek, der der Kaiserin ein niedriges Wägelchen mit zwei Rädern verehrte, in dem sie dann öfters eine Spazierfahrt vom Schlossberg hinauf durch die Findlater'schen Promenaden machte, zwei Gräfinnen Chotek, von denen die eine, Gräfin Isabella, dem Kaiser besonders gefallen haben muss, wenigstens neckt ihn Maria Ludovica: sie habe ihr in seinem Namen eine »Liebesdeclaration« gemacht, ob ihm das nicht recht sei? Ferner war Fürst Moriz Liechtenstein da, »ein edler, hochsinniger Charakter, ein tapferer Officier,« der die anmuthige, »von einem idealen Hauch beseelte« Leopoldine Esterházy heimgeführt hatte; dieselbe, die von Canova im Garten von Eisenstadt verewigt worden ist. Fürst Karl von Lichnowsky, der der Kaiserin öfters vorlas und Graf Corneillan, ein guter Bekannter Goethes, waren ebenfalls in der Umgebung der Kaiserin. Endlich befanden sich auch der sächsische Prinz Anton, – er wird uns »freundlich und mittheilend« geschildert — seine Gemahlin und Tochter in Karlsbad, sie waren einen Tag vor der Kaiserin angekommen und verkehrten viel mit ihr.

Bald genügten die Unterhaltungen am Brunnen, im Saal und auf den Promenaden, so wie der gelegentliche Besuch des Theaters nicht: man wollte selber

Komödie spielen. Der »Wirrwar« von Kotzebue wurde gewählt. Die Kaiserin war voll Eifer, sie vermaß sich, die Rolle der Frau von Langsalm binnen vierundzwanzig Stunden zu lernen: auf dem Theaterzettel wurde sie deshalb als Madame Toutpossible bezeichnet. An den Kaiser berichtet sie am Tag der Aufführung, dem 16., sie werde heute eine böse Frau vorstellen und an ihrem Gemahl, dem Baron Langsam (sic), den Graf Althan spiele, »ihren Zorn auslassen«: »gefällt es mir,« setzt sie schelmisch hinzu, »dann wehe Dir! So spiele ich die Rolle im Ernst; ist Dir nicht recht bange, dass ich Dich ausschmäle? Zittre vor meiner Zurückkunft! Nicht wahr, Schatz, Du fürchst mich nicht?« . . . An Maria Beatrix sendet sie die Liste der Mitspielenden: es waren Althan, Chotek, Marquis Piatti, der Obersthofmeister des Prinzen Anton, Trempling, Kammerherr des Königs; von Damen die beiden Gräfinnen Chotek, Gräfin Lažansky, Marquise Piatti. Die Aufführung fand in ihrem Frühstückszimmer statt. Es war dem Prinzen Anton, der seinen Namenstag feierte, zu Ehren.

In Karlsbad fand auch die erste Begegnung der Kaiserin mit Goethe statt. Wenn Maria Ludovica heute nicht ganz vergessen ist, so verdankt sie dies vor allem dem Dichter, der einen unvergänglichen Lorbeer um ihr Bildnis gewunden hat. So wie ihre Ahnen, die Este, der Nachwelt stets in der Glorie erscheinen werden, mit der die Poesien Ariosts und Tassos sie umgaben, so Maria Ludovica in der Verklärung, zu der Goethe ihre Gestalt erhoben hat.

Goethe war schon am 19. Mai nach Karlsbad gekommen. Als die Nachricht von der bevorstehen-

den Ankunft der Kaiserin verlautet hatte, war die Bürgerschaft des Städtchens mit der Bitte an ihn herangetreten, für ihren feierlichen Empfang ein Gedicht zu verfassen. Sie war ihm keine ganz Fremde. Zwei Jahre vorher hatte ihm Marianne von Eybenberg, eine geistreiche und schöne Berliner



Johann Wolfgang von Goethe.

Freundin, die aber seit geraumer Zeit in Wien lebte, hier in demselben Karlsbad viel von »der neuen Kaiserin, ihrer Mutter, ihrem Betragen und ihrer Umgebung« erzählt. So glaubte er sich denn umsoweniger »einem so ehrenvollen Auftrag« entziehen zu dürfen, obwohl er gerade ziemlich leidend

war; er verfasste jenes Gedicht in neunzeiligen Strophen, das beginnt:

»Zu des einz'gen Tages Feste
Schmückt euch alle, windet Kränze,
Dass für Heimische, für Gäste
Herrlicher das Thal erglänze,
Dem ein neuer Frühling weht.«

An die Aufforderung zur festlichen Begrüßung schließt sich der Preis der Quelle, die neue Kräfte schafft, und der lieblichen Gegend: heute soll jene mit besonderer Macht aus ihren Höhen sprudeln, diese alle ihre Blumen ausbreiten, um den Tag würdig zu feiern.

Es ist dies eben das Gedicht, von dessen Übergabe an die Kaiserin wir oben bereits erzählen konnten. Welchen Eindruck es auf sie machte, wissen wir nicht, sie gedenkt dessen weder in den Briefen an den Kaiser noch in denen an Maria Beatrix. Jedoch am selben Abend noch ließ sie sich im Gesellschaftssaal den Dichter vorstellen, und von da an durfte er sie häufig sehen und sprechen; seine Tagebücher melden davon.

Goethe war damals einundsechzig Jahre alt. Vier Jahre zuvor hatte noch Johanna Schopenhauer auch in seinem Äußern »das vollkommenste Wesen«, das sie kenne, gefunden: »Eine hohe, schöne Gestalt,« so schilderte sie ihn, »die sich sehr gerade hält, sehr sorgsam gekleidet, immer schwarz oder ganz dunkelblau, die Haare recht geschmackvoll frisiert und gepudert, wie es seinem Alter ziemt, und ein gar prächtiges Gesicht mit zwei klaren braunen Augen, die mild und durchdringend zu-

gleich sind. Wenn er spricht, verschönert er sich unglaublich. Er ist anspruchslos wie ein Kind; es ist unmöglich, nicht Zutrauen zu ihm zu fassen. Er sieht so königlich aus, dass bei ihm die gewinnendste Höflichkeit wie Herablassung aussieht und er selbst scheint das gar nicht zu wissen, sondern geht so hin in seiner Herrlichkeit wie die Sonne.« Ein Bild, das aus dem Jahre 1810 stammt — es ist freilich nicht von Meisterhand gemalt — zeigt auch noch gar nichts Greisenhaftes, man könnte die sechs Jahrzehnte davon nicht ablesen. Ein altes Übel, an dem er seit dem Frühjahr 1809 wieder stark litt, gab seinem Antlitz eine interessante Blässe, seine Stimme hatte immer noch einen wunderbar melodischen, zum Herzen dringenden Klang. Der Fürst Moriz Liechtenstein, der ihn damals in Karlsbad der Kaiserin vorlesen hörte, schrieb voll Entzücken an seine Mutter: er hätte keine Idee von dieser Art Lectüre gehabt, man habe da erst begreifen gelernt, was Poesie sei: »es war wie Musik.«

Welche Poesien Goethe für die Lectüre vor der Kaiserin gewählt hat, wissen wir nicht. Ihre Kenntnis der deutschen Literatur war eine ziemlich geringe: noch 1809 hatte sie den Major Schill, von dessen tollkühnem Wagestück sie vernahm, mit Schiller verwechseln können, der doch schon vier Jahre vorher gestorben war.*) In ihrer Correspondenz mit der Mutter, wo sie öfters von den Büchern spricht, die sie liest oder gelesen hat, nennt sie nur französische oder italienische Autoren: Bossuet, Mas-

*) »Un certo Schill di cui Ella avrà sentito a parlare per i suoi scritti e idee straordinarie riuní da gran tempo un corps a Berlino . . . .« Brief an Maria Beatrix vom 24. Mai 1809. E. A.

sillon, Bourdalone, Ferrand's Esprit de l'histoire. Eben aber im Jahre 1810 soll sie von dem Grafen Franz Sickingen, der viel um sie war — sie nannte ihn nur das alte Protokoll und fragte ihn um alles Mögliche — in die deutsche Literatur eingeführt worden sein. Dieselbe Quelle nennt uns auch ihren Liebling unter den deutschen Schriftstellern: den rührseligen Lafontaine. Es war dies ein Romanschreiber etwa von der Art der Kotzebue und Iffland: Tieck hatte ihn schon 1799 in seinem »Zerbino« als den großen Bach, der so klar fließe und dem man so leicht bis auf den Grund sehen könne, verspottet. Aber das große deutsche Publicum ließ sich ihn darum nicht verleiden: er war so beliebt wie etwa heute vor zwanzig Jahren die Marlitt. Eben damals — von 1808 bis 1810 waren wieder zwei Werke des überaus fruchtbaren Autors erschienen — »Arkadien« und »Amalia von Horst oder das Geheimnis glücklich zu sein« — beide in der Gegenwart spielend, beide sehr sentimental und sehr moralisch; sie werden von der Kaiserin vielleicht eher bemerkt und gelesen worden sein als die »Wahlverwandtschaften», gleichfalls eine Neuigkeit des Büchermarkts. Übrigens lag gerade in den Romanen Goethes etwas, was streng sittliche Gemüther leicht abstoßen konnte — Königin Louise von Preußen, die auch zu den Verehrerinnen Lafontaines zählte, war, dies wissen wir, von manchen Partien des Wilhelm Meister sehr unangenehm berührt worden, die Gestalt der Philine war ihr in innerster Seele zuwider. Maria Ludovica aber urtheilte nicht weniger streng über alles Leichtfertige und Frivole: in den Briefen an ihre Mutter spricht sie einmal von den Gefahren einer gewissen

Art von Lectüre, die die Phantasie erhitze und das Herz bethöre: sie dankt ihr, dass sie sie davor bewahrt und ihr so strenge Grundsätze eingeflößt habe, nun sei sie dagegen gefeit. Dazu kam noch, dass sie im positivsten Sinne fromm katholisch war: nichts empörte sie mehr gegen Napoleon als dessen Benehmen gegen den Papst; in den historischen Büchern, die sie liest, erregt ihr alles, was gegen die Institutionen der katholischen Kirche und gegen katholische Priester gerichtet war, lebhaftes Ärgernis.*) Goethe dagegen — wer weiß es nicht! — hatte sich damals längst schon von allem Positiv-Religiösen, von allem Romantisch-Christlichen ab- und dem Heidnisch-Antiken zugewandt. Und so könnte es denn scheinen, als wären zwischen ihr und Goethe keine Anknüpfungspunkte vorhanden gewesen.

Aber die Frau wird denn zuletzt doch immer von dem persönlichen Eindruck bestimmt: dieser überwindet bei ihr alle inneren und äußeren Gegensätze, nähert ihr rasch das Fremdeste an, lehrt sie verstehen, was sonst fernab von ihren Wegen liegt. Auch die Staël wurzelte in einer fremden Bildung, auch die Fürstin Gallitzin war eine überzeugte Katholikin: beide aber ergaben sich willig dem Zauber des großen Dichters. Überdies aber: viele von Goethes lyrischen Gedichten — besonders die aus seiner Frühzeit, seine Balladen, einzelne seiner Elegien, Iphigenie, Tasso, Faust — so weit er vorlag — waren von allem, was feinfühligen Seelen in sittlicher Hinsicht Anstoß erregen konnte, völlig frei:

*) Briefe an die Mutter vom 3. Juli, 14. August 1809, vom 1. und 13. Jänner, vom 5. April 1810. E. A.

sie vermochten einen ganz reinen harmonischen Eindruck zu erzeugen, sie mussten — besonders von ihm selber mit bewegter Seele vorgetragen — auf Maria Ludovica, die doch von der zartesten und lebhaftesten Empfindung war, einen unwiderstehlichen Reiz ausgeübt haben: auch die strenge Louise von Preußen sah sich ja zuletzt von dem Zauber der Mignon- und Harfner-Lieder gerührt und darüber mit dem Schöpfer der Philine wieder halb versöhnt.

Sie aber, wie hätte sie in dem von Frauenschönheit und Frauenanmuth immer so leicht bewegten Herzen des Dichters nicht gleich den mächtigsten Eindruck hervorrufen sollen! Eine junge Fürstin von hohen Geistesgaben und außergewöhnlichem Charakter, eine Frau, die das Leiden kannte, ja die dem Tod schon ins Auge gesehen, aber nicht völlig gebeugt, nicht unglücklich, wie man sie wohl hat darstellen wollen, sondern immer wieder von Lebenslust und Lebenshoffnung erfüllt: so trat sie ihm entgegen. Sie kennt ihn nicht — oder fast nicht, — der ihr da naht, sie weiß nicht, dass er einer von den Genien ist, die nur alle Jahrtausende einmal der Menschheit gesendet werden: ohne Voreingenommenheit, ohne Ehrfurcht, unbefangen wie jeden andern von den Tausenden, die der Zufall in ihre Nähe führt, so empfängt sie ihn: als Mensch und als Dichter muss er sich erst ihr offenbaren, muss sie erst gewinnen.

Am 10. Juni besuchte die Kaiserin zum erstenmal den Brunnen. Auch für diesen Anlass erbaten sich die Bürger von Goethe ein Gedicht, das zugleich mit dem Trinkbecher übergeben werden



Karlsbad (I.)

sollte. Goethe hat später an seinen Freund Knebel geschrieben, er habe beide Gedichte — »Der Kaiserin Ankunft« und »Der Kaiserin Becher« — aus Gefälligkeit für die Karlsbader und nur die späteren aus eigenem Antrieb verfasst, aber es ist uns doch, als ob in diesem zierlichen Sonett sich schon ein tieferes persönliches Interesse verriethe:

»Dich klein geblümt Gefäß, mit Schmuck und Leben,
Des Blumenflores malerisch zu umwinden,
Ist zwar zu spät, doch unser Glück zu künden,
Soll nun von Worten Dich ein Kranz umgeben.

Und möcht' er auch so zierlich Dich umschweben,
Wie ihn die Grazien, die Musen binden;
Rein auszusprechen, was wir rein empfinden,
Ist für den Dichter selbst vergeblich Streben.

Den Lippen, denen Gunst und Huld entquellen,
Von denen Freundlichkeit und Frohsinn winken,
Hast Du, beglückt Gefäß, Dich nähern dürfen;

Gekostet haben Sie die heißen Wellen.
O möchten sie aus unsern Luftbezirken
Des Lebens Balsam frisch erquicklich schlürfen.«

Am Abend desselben Tages berichtete Goethe seinem Herzog: »Das Aussehen der Kaiserin ist zart, aber nicht eben kränklich, wie denn wegen ihrer Gesundheitsumstände das Publicum wie die Ärzte getheilter Meinung sind. Sie trinkt Eselsmilch und scherzt oft über ihre Milchgeschwister. Überhaupt ist sie höchst angenehm, heiter und freundlich. Stirn und Nase erinnern an die Familienbildung, ihre Augen sind lebhaft, ihr Mund klein und ihre Rede schnell, aber deutlich. In ihren Äußerungen hat sie etwas Originales. Sie spricht über

die mannigfaltigsten Gegenstände, über menschliche Verhältnisse, Länder, Städte, Gegenden, Bücher und sonstiges, und drückt durchaus ein eigenes Verhältnis dieser Gegenstände zu ihr aus. Es sind eigene Ansichten, jedoch keineswegs sonderbar, sondern wohl zusammenhängend und ihrem Standpunkt vollkommen gemäß.«

Einige Tage später machte Graf Corneillan Goethen die Mittheilung, man habe die Absicht, der Kaiserin einen schönen Ruheplatz zu widmen und diesen mit einer passenden Inschrift, mit metallenen Lettern in den Felsen eingegraben, zu versehen, Goethe fasste sogleich den Plan eines Gedichtes. uud am folgenden Tag, da starkes Regenwetter einbrach, entwarf er es. Wiederholt beschäftigte er sich dann in den nächsten Tagen im Verein mit Corneillan mit der Anordnung des Platzes, »revidierte« auch nochmals sein Gedicht und überreichte es am 19. Juni, da die Kaiserin den Platz zuerst in Augenschein nahm. Es besteht aus drei Stanzen:

»Wenn vor dem Glanz, der um die Herrin schwebet,
Das Volk sich theilt in drängendem Gewühle,
Dann gleich um sie sich neu zu sammeln strebet,
Stumm erst und staunend, dann im Hochgefühle
Mit Leberuf den Widerhall belebet:
So spreche nun die Nymphe dieser Kühle
Zu jedem still empfindenden Gemüthe
Von ihrer Anmuth, Heiterkeit und Güte.

Ehrwürd'ger Fels, der sich vom Himmelsblauen
Herab dem Thale reich bemoost vermählte,
Am schattengrünen Berg ihr bunten Auen,
Die längst zum Bilde sich der Künstler wählte,
Ihr ließt euch stets geschmückt und fröhlich schauen;
Doch immer war's, als ob euch Eines fehlte:

Nun Sie auf euch mit Huld und Neigung blicket,
Nun wisst ihr erst, warum ihr euch geschmücket.

Die Sonne wird, o Nymphe, bald sich senken,
An die Du mit uns allen Dich verwöhnet;
Nicht ohne Schmerz lässt sie entfernt sich denken.
O möchte Sie, nach der sich alles sehnet,
Hieher den Weg froh wiederkehrend lenken!
O möchtest Du, wenn Du Dich neu verschönet,
In Deinem zweigumwölbten luft'gen Saale
Sie wiederseh'n, Sie seh'n mit dem Gemahle!«

Das Jahr darauf sah der junge Theodor Körner den mit dem Namenszug der Kaiserin gezierten Platz und dichtete darüber folgende Verse:

»Buchen, seid mir gegrüßt! Euch hat die Liebe geheiligt,
Euch hat ein freies Volk treu seiner Mutter geweiht.
Glückliche Fürsten und glückliches Land! Wo find' ich es wieder,
Dass die Liebe befiehlt! und dass die Liebe gehorcht.«

Die Abreise der Kaiserin nahte heran. Am 21. erhielt Goethe von ihr den Auftrag, den Karlsbadern zum Abschied »ein gutes Wort« in ihrem Namen zu sagen und ihre Wiederkehr fürs nächste Jahr zu versprechen. Sogleich gieng er daran und verfasste das tiefempfundene Gedicht: »Der Kaiserin Abschied.« Im Namen der Fürstin lässt der Dichter die Muse, die auch ihr ins Herz zu blicken wagen darf, die trauernden Bürger trösten: ihr selber werde die Freiheit dieser Stunden, die sie unter ihnen verlebt, unvergesslich sein:

»Keine Blumen soll man streuen,
Da ich mit Bedauern scheide.
Geh', o Muse, sag' den Treuen,
Dass ich selbst mit ihnen leide.

Schnell war mir die Stunde da.
Lasst verstummen alle Lieder!
Doch auf euren Lippen schwebet
Jener Wunsch, der mich belebet.
Wenn ihr lispelt: Kehre wieder!
Habt ihr gleich mein offnes Ja!«

Aus den Briefen Maria Ludovicas an den Kaiser wissen wir, dass es ihr wirklich schwer fiel, von Karlsbad zu scheiden: schon am 20. schreibt sie davon. Sie schildert auch das Fest vom 19.: »Gestern gaben mir die Einwohner ein kleines Fest,« erzählt sie, »sie bestimmten ein angenehmes Plätzchen, was ferner meinen Namen tragen wird. Graf Corneillan, ein sehr artiger und angenehmer Mann, schenkte mir die Gegenden von Karlsbad, von ihm selbst gezeichnet, und der berühmte Verfasser Goethe machte eine anspielende Poesie.« Auch ihr erster Brief von Teplitz, wohin sie sich nun begab, spricht noch von Karlsbad: am Abend vor ihrer Abfahrt war die Stadt beleuchtet und eine farbige Inschrift forderte sie auf, wiederzukommen: »Gerne hätte ich mit Ja geantwortet,« setzt sie hinzu, »besonders wenn ich hoffen könnte, dass Du auch hinkommen wolltest.« *)

Goethen nennt Maria Ludovica in den Briefen an den Kaiser nur einmal, ohne etwas über ihn zu sagen, in denen an die Mutter erscheint nicht einmal sein Name. Gentz, der sie bald nach der Karlsbader Episode in Teplitz sprach, erzählt in seinen Tagebüchern, sie habe in Bezug auf Goethe zu ihm gesagt: »Es ist nicht allen gegeben, so zu schreiben, wie Sie und sich doch jedermann so klar und unbe-

*) St. A.

und Worte gefällig, wenn man vergessen könnte alle Verhältnisse;« von Schloss und Garten des Grafen Waldstein urtheilt sie, es sei alles so confus wie sein Kopf.*) Karl August dagegen schreibt nach seiner ersten Begegnung mit ihr an Goethe: »Ich kann nicht leugnen, dass ihre ausgezeichnete Liebenswürdigkeit mich frappiert hat. Sie sagt mir viel Schönes auf Deine Rechnung. Der Himmel erhalte sie lange während dieser Badecur bei uns und noch länger hinterdrein auf der Welt. Ich fürchte aber, dass meine Wünsche nicht erhört werden möchten.«

Auch Friedrich von Gentz war damals in Teplitz: die Kaiserin erwähnt ihn nirgends in ihren Briefen, aber er gedenkt ihrer wieder enthusiastisch in seinem Tagebuch. »Ich wurde,« so merkt er zum Monat Juni an, »von dieser außerordentlichen Frau mit der größten Auszeichnung behandelt, sie unterhielt sich viel und über die wichtigsten Gegenstände mit mir. Sie gab mir häufig Rendez-vous in dem sogenannten Tempel im Schlossgarten, wo gewöhnlich nur die Obersthofmeisterin Gräfin Althan und deren Gemahl, allenfalls noch der Fürst Lichnowsky, zugegen waren.« Am 23. Juli, da er Abschied von ihr nahm, hatte er »ein zweistündiges Gespräch mit ihr«, das »tiefen Eindruck« auf ihn machte.

Wir haben keinen Anlass, an der Wahrheit dieser Erzählung zu zweifeln. Gentz war nach dem Zeugnis aller Zeitgenossen einer der liebenswürdigsten Menschen von Europa, vielleicht der liebenswürdigste nach dem Fürsten von Ligne. Wie man es einst dem Cardinal Rohan nachgerühmt hatte: er sprach mit den Männern wie mit Frauen und

*) Briefe an den Kaiser vom Juli 1810. St. A.

mit den Frauen wie mit Engeln. Eine edle äußere Erscheinung, die auch damals, da er schon in seinem sechsundvierzigsten Jahre stand, noch der Zauber der Jugendlichkeit umgab und eine feurige Beredsamkeit, die sich aber stets in den Grenzen der feinsten Bildung bewegte, machten ihn besonders Frauen gegenüber beinahe unwiderstehlich: wenn er recht dringend um etwas bat, konnte es kaum jemand abschlagen, wenn er recht eindringlich etwas vorstellte, nicht leicht jemand unzugänglich bleiben. Unendlich bedauern müssen wir, dass er in seinem Tagebuch von dem Inhalt jener Gespräche mit der Kaiserin nichts anderes mittheilt, als ein für ihn schmeichelhaftes gelegentliches Wort. Kein Zweifel aber, dass darin die großen Weltverhältnisse berührt worden sind: die Wünsche der beiden waren ja demselben großen Ziele zugewendet, der Befreiung Europas von der Gewaltherrschaft des Corsen. Dass Österreich sich nun geraume Zeit ruhig halten und im Innern consolidieren müsse, bevor es wieder daran denken könne, zur Erreichung dieses Zieles handelnd und kämpfend etwas beizutragen, darin waren sie gleichfalls einig: Gentz hat seine Ansicht oft genug ausgesprochen, die der Kaiserin werden wir beim Ausbruch des Krieges von 1812 in eben diesem Sinn hervortreten sehen. In der Folge scheint sich Maria Ludovica auch mit den Schriften von Gentz vertraut gemacht zu haben; nach dem Erscheinen des Kriegsmanifestes von 1813 schrieb sie an den Kaiser: »es ist mit vieler Würde und sehr (schön) geschrieben, ich glaube Gentz' Feder darin zu erkennen.« *)

*) Brief vom 19. August 1813. St. A.

In die Zeit des Teplitzer Aufenthalts fiel die Kunde von dem Ableben der Königin Louise von Preußen. Maria Ludovica vernahm sie mit tiefem Mitgefühl. »Ohne sie zu kennen, beweine ich sehr ihren Verlust,« schrieb sie an den Gemahl und an die Mutter; »ich kann mir die Verzweiflung des armen Königs vorstellen; die armen Kinder sind recht unglücklich.« *)

Zu Anfang August finden wir die Kaiserin in Brünn, wo ihr Bruder Ferdinand weilte; von da gieng sie nach Kremsier, um den alten Cardinal von Olmütz, der nur mehr wenige Wochen zu leben und den sehnlichsten Wunsch, sie noch zu sehen, ausgesprochen hatte, zu besuchen. Am 20. August war sie wieder daheim in Laxenburg. Aus dieser Zeit stammt eine Tagebuchaufzeichnung des Erzherzogs Johann, die von dem wiedererwachten thätig-politischen Interesse der Kaiserin Zeugnis ablegt: es seien drei Parteien am Hof, bemerkt der Erzherzog; die französische, welche die mächtigste sei, die unbedeutende englische und endlich eine dritte unter der Führung Ludovicas, die ihrem Gatten die Politik der freien Hand sichern möchte. Einen wesentlichen Einfluss auf die Führung der Geschäfte hat sie indes gewiss nicht ausgeübt. Eben damals fiengen jene Gerüchte an sich im Publicum zu verbreiten, die von einem Erkalten ihres Verhältnisses zu dem Gemahl wissen wollten. Begierig griff der französische Gesandte Otto sie auf, um sie nach Paris zu berichten: »sie habe sich ganz ihrer Neigung für Wissenschaft und Künste

*) Briefe vom 22. Juli 1810. E. A. St. A.

hingegeben, nachdem sie vergeblich versucht, den Kaiser zu edleren Gewohnheiten (?) zu bekehren. Mit gelehrten Männern, oder mit solchen, die im Ruf der Gelehrsamkeit stehen, unterhalte sie sich über Philosophie, Metaphysik (!) und Entdeckungen und spotte über die Vergnügungen ihres Gemahles. Dieser aber sage: »Sie hat zu viel Geist für mich.« Übrigens lebten die beiden Gatten im guten Einverständnis.« Das letzte ist gewiss wahr, ihre Briefe legen Zeugnis davon ab, das andere ist müßiges Gerede. Ebensowenig begründet ist, was der Pasquillant Hormayr von dem unglücklichen Leben der Kaiserin in jener Periode sagt: es habe ihr an jeder Aufheiterung, an jeder würdigen Zerstreuung, an jeder vertrauten Gesellschaft gefehlt, der Sohn ihrer Kammerfrau Schosulan sei »in täglichem und stündlichem Lakaienvertrauen« des Polizeiministers Hager gestanden, so dass sie jedes ihrer Worte inacht nehmen musste: in ihrem Briefwechsel mit Maria Beatrix, wo sie sich doch ganz gehen lässt und beinahe ihre geheimsten Gedanken ausspricht, ist nicht die geringste Andeutung einer so qualvollen Lage. Zerstreuung, Aufheiterung begehrte sie nur in bescheidenem Maße: »Du weißt es,« schreibt sie einmal an die Mutter, »ich habe nie Unterhaltungen gesucht, ich war ruhig zu Hause an meinem Arbeitstischchen und habe nie verlangt, in die Welt zu gehen. So bin ich auch als Verheiratete geblieben, und Du wirst Dich nicht wundern, dass ich — obwohl noch jung — Beschäftigungen, die mein Herz zu Gott erheben, den sogenannten Unterhaltungen vorziehe.« Das war nun freilich im Jänner 1810,*)

*) Am Neujahrstag. E. A.

also in einem Augenblick gedrücktester Stimmung, geschrieben, sie war im Grunde doch eine lebensfrohe Natur und in der Localtradition der Wiener lebt sie als solche fort. Aber nie vernehmen wir sie klagen, dass sie die Freuden des Lebens entbehren müsse, im Gegentheil oft genug gedenkt sie dankbar der Bemühungen des Kaisers, ihr ein Vergnügen zu bereiten. Im Herbste 1810, also kaum dass sie von den böhmischen Bädern zurückgekehrt war, machte sie eine Reise in die Alpenländer, die ihr großen Genuss bereitete. »Das Land ist herrlich,« schreibt sie am 16. September aus Steyr, »es scheint ein großer englischer Garten.« Von Leoben aus nimmt sie an einem Ausflug nach Wildalpen und Eisenerz, ja an einer Hirschjagd theil, von der sie freilich mit einer gewissen Befriedigung berichtet: »Die Hirsche waren so gescheid, nicht zu erscheinen.« Dann gieng es weiter über die Neumarkter Straße nach Klagenfurt, wo sie sich an den Erzählungen eines jungen Grafen Thurn, der eben aus Mailand kam, ergötzte. In Graz, wo wir sie zu Anfang October treffen, erinnert sie ein Kapuzinerguardian aus Radkersburg, der früher in Neustadt war, an die schönen Tage der dort verlebten Kindheit. Am 20. October weilt sie noch in Marburg.

Der Winter von 1810 auf 1811 brachte ihr eine große Aufregung. Erzherzog Franz, ihr ältester Bruder, hatte beim Kaiser die Bewilligung zu einer Reise nach Italien angesucht, um seine Nichte Maria Beatrix, die Tochter des Königs Victor Emanuel von Sardinien, zu sehen. Der Kaiser wies ihn an Metternich; dieser wollte vorher in Paris

anfragen, hauptsächlich um Anstalt zu treffen, dass der Erzherzog sich in Livorno oder einem anderen italienischen Hafen nach Sardinien, wo die Prinzessin weilte, einschiffen könne. Aber hierauf wollte jener nicht eingehen: er wolle, sagte er, incognito reisen und den Weg über Durazzo und Saloniki nehmen. Dagegen erhob Metternich allerlei Bedenken. Da, im December, verschwand der Erzherzog plötzlich aus Wien, erst von Brod sandte er Nachricht, aus der man erfuhr, dass er seinen Vorsatz ausführen wolle. Aus den Papieren des ehemaligen Ministers von Hannover, Grafen Münster, eines leidenschaftlichen Parteigängers der antinapoleonischen Sache, der damals in London weilte, geht hervor, dass eine Gruppe waghalsiger Männer beabsichtigte, die napoleonische Herrschaft zunächst im Süden und Südosten zu erschüttern; dazu sollte dem Erzherzog Franz — Arthur wird er von den Verschworenen genannt — auf den jonischen Inseln ein Stütz- und Sammelpunkt bilden, von hier aus gleichsam Vorposten ins französische Illyrien senden und mit Lord Bentink in Sicilien Fühlung suchen. In Wien war man über die abenteuerliche Unternehmung des jungen Erzherzogs, von dessen wahrem Ziel bald Kunde verlautete, sehr betroffen. Metternich musste den Major Tettenborn nach Paris zur Beschwichtigung senden, Kaiser Franz schrieb selbst an seine Tochter über die heikle Angelegenheit. Kein Zweifel, dass die Kaiserin diesmal ihren Bruder nicht vertheidigte, sie ängstigte sich aber sehr um ihn, ebenso wie die Mutter: »mich beunruhigt sehr die Gesundheit der Mama,« schrieb Maria Louise an den Vater, »ich fürchte, dass ihr die Abwesenheit des Erzherzogs wieder einen neuen Kummer machen wird.«

Wirklich gieng es ihr im Frühjahr wieder recht schlecht. Gentz soll da an Goethe berichtet haben, der Gesundheitszustand der Kaiserin habe sich im ganzen bedeutend verschlimmert, nur eine Stimme sei, dass man sie nach Italien schicken müsse, doch werde es kaum dazu kommen. Möglich wäre es gewiss gewesen, da man ja mit dem Beherrscher Italiens, Napoleon, immer noch auf gutem Fuße stand: hatte er doch erst kürzlich die Sequestration der Familiengüter von Maria Beatrix, die ihr seit den Tagen von Campo Formio einen großen Theil ihrer Einkünfte entzogen hatte, aufgehoben. Gewiss, politische Gründe stellten sich einem Besuch der Heimat damals kaum entgegen.

Im Frühjahr machte Maria Ludovica eine Reise nach Mähren, im Sommer erschien sie ganz unerwartet in Teplitz, war aber sehr unwohl. Goethen traf sie nicht, doch war Karl August anwesend: dieser begleitete sie dann bis Laun, von hier schrieb er an Goethe: »Die Luft und Bewegung hatte unsere Kaiserin wieder so frisch gemacht, dass sie sehr munter nach Laun kam . . . Um 5 Uhr fuhr sie ab. Begleiten sie ewig die besten Einflüsse, Sie, ein seltenes liebenswürdiges Wesen! Sie lässt Dich sehr schön und graziös grüßen . . . .« Den Rest des Sommers verlebte sie in Wien und auf verschiedenen Schlössern Niederösterreichs. Sie hatte sich damals in Döbling ein Landhaus und einen Garten gekauft, von dem heute noch in den Anlagen des Zögernitzischen Casino ein kümmerlicher Rest vorhanden ist. Zwar gewohnt hat sie dort wohl nie, aber sie kam öfters, allein, mit den Kindern oder mit der Mutter hinaus, um dorten das Frühstück

oder die Jause zu nehmen. Auch den großen Garten, den sich Maria Beatrix einige Jahre vorher in der Rabengasse*) auf der Landstraße erworben hatte, besuchte sie nicht selten. Im Juli weilte sie in Lubreck und Persenbeug an der Donau, später in Laxenburg und Schlosshof. Im Juli wurde ein kleiner Ausflug über Lilienfeld nach Maria Zell unternommen, der ihr die Erinnerung an das Jahr 1797 hervorrief, wo sie noch im Nachgefühl des Schmerzes um die verlorene Heimat diese Gefilde durchreist hatte. Der Weg von Laxenburg nach Schlosshof dagegen, der sie über die Lobau und über Aspern führte, erweckte andere, nicht weniger traurige Gedanken an eine erst kurz vergangene Zeit, die aber schon wieder unendlich fernab zu liegen schien. Wie kranke und unglückliche Menschen häufig pflegen, schien sie nur in der Vergangenheit zu leben: wenn ihr die Mutter von einer Weinlese in ihrem Garten berichtet, gedenkt sie jener, die sie einst als Kind in Monza hatte feiern dürfen.

*) Jetzt Beatrixgasse.



VII. CAPITEL.

Der ungarische Reichstag von 1811.

Für den 25. August 1811 war der ungarische Reichstag einberufen worden; in den letzten Tagen des Monats begab sich darum der König nach Pressburg, Maria Ludovica begleitete ihn. Diesmal waren nicht, wie drei Jahre zuvor, enthusiastische Scenen des Patriotismus und der Opferwilligkeit zu erwarten, es handelte sich um die Berathung der Finanzreform, die durch das berüchtigte Patent vom 20. Februar eingeleitet worden war. Fast überall in den Comitaten war es schon bei der Veröffentlichung desselben, im März, auf den heftigsten Widerspruch gestoßen: in der Neutraer Congregation waren Worte gefallen, wie man sie seit den Tagen Kaiser Josef II. nicht vernommen hatte, das Patent wurde für Ungarn nicht als bindend erklärt, der Schritt der Regierung als ein Verfassungsbruch dargestellt. Trotz der allgemeinen Misstimmung des Landes hatte aber die Regierung die Einberufung des Reichstags nicht vermeiden können: die Ausführung des Finanz-Patentes machte neue Auflagen nothwendig, die an die Zustimmung der Stände gebunden waren. So musste man denn auf stürmische Auftritte und langwierige Unterhandlun-

gen gefasst sein. Am 2. September empfieng der Reichstag die Mittheilung der königlichen Propositionen. Das Finanz-Patent wurde darin als eine Thatsache hingestellt, an welcher nicht gerüttelt werden könne. Nicht über die Giltigkeit desselben sollten die Stände berathen, nicht dessen Anerkennung aussprechen oder verwerfen, sie sollten nur dazu behilflich sein, es auszuführen. Aber die beiden Tafeln waren einig, dies nicht ohne weiteres zu sein. In diesem Sinne beantworteten sie am 14. September die Propositionen. »Die Ungarn,« hieß es darin, »hätten es wohl um den König verdient, dass ihr Rath und ihre Hilfe rechtzeitig erbeten und der Reichstag nicht erst nach vollbrachten Thatsachen einberufen werde; als einen Ausfluss der königlichen Hoheitsrechte könnten die Stände das Finanz-Patent keineswegs anerkennen und wenn sie auch dessen Durchführung zu verhindern außer Stande wären, so verwahrten sie sich doch, dass den Reichstags-Beschlüssen dadurch irgend ein Zwang auferlegt werde.« Hierauf entgegnete zwei Tage später die Regierung in scharfem Tone: Das Finanz-Patent sei durch die unabwendbare Nothwendigkeit geboten gewesen, das kaiserliche Wort verbürge, dass ähnliche Übelstände nicht wiederkehren sollten; man möge von unfruchtbarem Tadel und nutzlosen Klagen ablassen und sich mit dem König über die besten Mittel, dem vorhandenen Übel zu steuern, vereinigen. Aber die Stände gaben sich damit nicht zufrieden. Nur für einen Augenblick ließen sie die staatsrechtliche Frage fallen, indem sie der Regierung eine Maßregel vorschlugen, welche die Annullierung des Finanz-Patentes auf

indirecte Weise herbeigeführt hätte. Als die Regierung jedoch hierauf nicht eingieng, erhob sich insbesondere an der Ständetafel die entschiedenste Opposition.

In diese Weiterungen führt uns ein ausführlicher Brief der Kaiserin an ihre Mutter, datiert vom 23. September, acht Tage nach der Übergabe der zweiten Resolution des Reichstages.*) Wir erfahren daraus mannigfache Einzelheiten, die sich hinter den Coulissen abspielten, wir sehen, wie viel Antheil die junge Fürstin auch an diesen trockenen Dingen nahm und wie sie keine Gelegenheit versäumte, die zarten Hände wieder ein wenig ins große Spiel zu mischen. Sie berichtet, die Stände hätten zuerst nur verlangt, den Vorbehalt in ihr Gesetzbuch aufnehmen zu dürfen, dass die einseitige Einführung eines neuen Finanz-Systems, welche sie nicht zu den königlichen Prärogativen zählen könnten, ihren Rechten für die Zukunft keinen Eintrag thun sollte. Anstatt hierauf zu antworten, dass der König in der That von einem Recht Gebrauch gemacht habe, das ihm einzig und allein infolge Dringlichkeit des Falles (den casus urgentus) zukam, dass er die Constitution niemals verletzt habe noch zu verletzen gedenke und dass er gestatte, diese Antwort in den Gesetzes-Codex aufzunehmen — anstatt dies zu thun, habe die Regierung erklärt, dass sie jene Clausel nicht zulasse. Darauf nun habe der Reichstag eine Repräsentation verfasst — Maria Ludovica nennt sie »höchst unverschämt und sehr thöricht«, die Stände erschei-

*) E. A.

nen ihr wie Kinder, die, wenn man ihnen ein Missvergnügen bereitet, alle möglichen Klagen über vergangene Dinge vorbringen. Der Palatin habe sie gelesen, bevor sie der Magnatentafel vorgelegt worden sei, und unzulässig gefunden, er habe die Ablegaten rufen lassen, ihnen die Absurdität ihrer Vorstellung eindringlich dargelegt und sie bewogen, diese aufzugeben und sich auf drei Bitten zu beschränken: 1. Der König möge versprechen, nie wieder eine Devalvation des Geldes vorzunehmen; 2. kein neues Papier mehr auszugeben; 3. künftighin in Ungarn ohne Einwilligung des Reichstags keine wie immer gearteten Geldwertzeichen einzuführen. Sie hätten auch den Erzherzog Palatin gebeten, dem König diese drei Punkte vorzulegen und so eine Art Mediation zwischen Krone und Stände zu übernehmen; der Erzherzog habe zugesagt. Maria Ludovica kann das nicht begreifen: »Er kannte doch die Praxis, die Ideen und die Vorurtheile unserer Regierenden und durfte also niemals diese Mediation annehmen, da er ja wusste, er würde nichts erreichen; er hätte antworten sollen, der Weg zum König stehe den Ständen immer offen, er fände eine Mediation überflüssig, umsomehr, als eine solche ja eine Misshelligkeit zwischen König und Ständen voraussetze.« Sie habe nun, so berichtet sie weiter, dem Palatin die Sache ausgeredet und ihm vorhergesagt, dass er die gewünschte Antwort nicht erlangen würde; er solle am nächsten Morgen in der Session sagen, dass er dem König die Mediation vorgeschlagen, dieser aber erwidert habe, es bedürfe keines Vermittlers zwischen ihm und seinen Unterthanen;

diese Antwort wäre der königlichen Würde entsprechend und für die Stände schmeichelhaft gewesen, der Palatin aber hätte sich nicht compromittiert, könnte die neuen Vorstellungen ruhig prüfen und, ohne sich zu widersprechen, die Partei des Königs ergreifen, was umso besser gewesen wäre, als ja die scheinbare Mäßigung, die die Stände durch den Wunsch nach Vermittlung an den Tag gelegt, eigentlich nur eine Folge der Überraschung gewesen sei, welche die unerwartete logische Auseinandersetzung des Palatins bei ihnen hervorgerufen habe. »Der Palatin schien nun wirklich von meinen Gründen überzeugt,« schreibt Maria Ludovica, »und versprach mir, die Mediation nicht anzunehmen, ja er war sogar mit dem Kaiser schon diesbezüglich übereingekommen; plötzlich — es war eine Stunde darnach, nachdem er ein paar Schwätzer angehört hatte — kommt er wieder zum Kaiser und erklärt ihm, dass er die Mediation doch annehme und einen Mittelweg (den schlechtesten von allen) vorschlage! O ich versichere Dir, es ist trostlos zu sehen, dass gewisse Personen durch bloße Schwäche — denn ich versichere Dir bei meiner Ehre, dass nichts anderes dahintersteckt — an ihrem eigenen Ruin arbeiten. Nun ist die Session; wer weiß, was dabei herauskommt. Ich sehe nur soviel, dass dieser Reichstag ein gewaltsames Ende nehmen wird, er wird bald aufgelöst werden, obwohl er eigentlich ganz im Sinne des Kaisers und gegen seinen eigenen Vortheil wirkt: auch hier ist ein Glied der großen Kette sichtbar, die seit Jahren Europa umschlingt. Bete für uns, theure Mutter, ich leide moralisch sehr viel dabei ....«

Die Vorschläge der Regierung geradezu zu verwerfen, wagten indes die Stände zuletzt doch nicht. Sie willigten in die Einsetzung einer Deputation, die mit den königlichen Commissären die Beiträge des Landes zum Tilgungsfond bestimmen und bemessen sollte. Diese Deputation trat in den ersten Octobertagen zusammen: obwohl sie gegen das Finanz-Patent selbst keinen Einspruch mehr erhob, bereitete sie doch der Regierung noch Schwierigkeiten genug, indem sie nun gegen dessen einzelnen Bestimmungen mit eben der Hartnäckigkeit ankämpfte, mit der der Reichstag früher dessen Rechtsbasis angegriffen hatte. Aus den Tagen, da diese Verhandlungen im Zuge waren, stammt ein zweiter Brief der Kaiserin vom 11. October, gleichfalls an Maria Beatrix gerichtet: »Ich kann Dir versichern,« schreibt sie, »dass hier weder in der Politik, noch in den Finanzen ein bestimmtes System herrscht; nicht darum kümmert man sich, ob man ein vorgesetztes Ziel erreicht, man handelt nur aus nationaler Voreingenommenheit und aus Parteigeist. Da kannst Du Dir nun vorstellen, was wir für Aussichten für die Zukunft haben. Die Herren vom Finanz-Ministerium *) haben das Reichs-Budget und die Forderungen der Regierung den Deputierten vorgelegt; diese haben sich anscheinend mit sehr viel Mäßigung benommen und verlangten nur Aufklärung über einige Punkte, die ihnen dunkel erschienen. Anstatt ihnen nun diese zu geben, wenn es möglich war, oder sie in anständiger Form

*) Die Hofräthe Mitis, Lederer und Mikos. S. Springer, Geschichte Österreichs I., S. 188.

abzuweisen, wenn man die betreffenden Dinge als Geheimnis behandeln wollte, beredeten sie den Kaiser, ihnen in einem Handbillet zu antworten, das Finanz-Ministerium hätte das Seinige bereits gethan; wenn die Stände nicht zufrieden seien, so könnten sie ja zum König kommen, der würde ihnen mündlich Auskunft geben. Nun bitte ich Dich, welch eine Absurdität, so etwas zu versprechen! Der Kaiser soll sich selbst persönlich mit den Sophismen dieser geborenen Juristen herumschlagen, er, der noch dazu nur deutsch spricht! Entweder sie werden ihn mit Unterwürfigkeit anhören und sobald sie aus dem Zimmer sind, ihm schriftlich widersprechen, oder einer von ihnen wird die Kühnheit haben, dem Kaiser ins Angesicht zu widersprechen, was dieser doch nicht zulassen darf, und so ist denn auf jeden Fall seine Person und seine Würde ganz entsetzlich compromittiert.«

Es ist nicht leicht, aus diesen fragmentarischen Äußerungen auf die Ansicht der Kaiserin in der ungarischen Frage zu schließen. Es gab Staatsmänner — wie Graf Zinzendorf und selbst Metternich — die den Ungarn Recht gaben: der Erzherzog-Palatin war ein Jahr zuvor sogar dafür eingetreten, Ungarn eine größere Selbständigkeit zu geben, die Verbindung mit den übrigen Erbländern aber dadurch enger zu machen, dass man dessen constitutionelle Vorzüge — also die Grundgesetze seiner Verfassung — auch auf jene ausdehne. Aber viel zahlreicher waren die Beurtheiler — einheimische und fremde, — die die Haltung der Ungarn als Starrköpfigkeit tadelten: mit Stadion, der dem Separatismus der Ungarn nie hold gewesen

war, stimmte da der Reichsfreiherr von Stein völlig überein, nicht die deutsch-slavischen Erblande sollten Ungarn, sondern umgekehrt dieses jenen angeglichen werden, eine stärkere Centralisation und ein entschiedenes Festhalten an den kaiserlichen Rechten in dem Umfang, den sie im Zeitalter des aufgeklärten Despotismus erlangt hatten, schien ihnen unerlässlich, wenn man daran denken wollte, die verlorene Stellung in Deutschland und Europa je wieder zu gewinnen. Auch Gentz hegte diese Überzeugung: »Die Eroberung Ungarns,« schrieb er im März 1810, »ist die erste Bedingung jeder wesentlichen Reform.« Erwägt man aber, dass er an derselben Stelle und gleichsam in einem Athem die politische Einsicht der Kaiserin rühmt und ihr die Fähigkeit zuschreibt, eine große Revolution im Staate zu bewirken, so wird man wohl anzunehmen geneigt sein, dass diese einer ähnlichen Ansicht gewesen ist. Wir werden sehen, dass sie auch später eine oft übertriebene Abneigung vor den Ansprüchen der Völker auf Selbstbestimmung hegte; sie ist noch von dem Geist erfüllt, der die Fürsten des 18. Jahrhunderts beseelte: alles für das Volk, das gab sie zu, aber nichts durch dieses. Und so werden wir wohl darauf verzichten müssen, in Maria Ludovica eine Freundin constitutioneller Staatsformen zu sehen. Wenn sie bittere Worte für die Wiener Regierenden hat, so richten sich diese nicht gegen das Princip, von dem diese ausgiengen, sondern gegen die Art, wie sie es anwendeten: das Wie, nicht das Was fand sie tadelnswert.

Die Ankunft des österreichischen Botschafters in Paris, Fürsten Schwarzenberg, am Hoflager zu

VIII. CAPITEL.

Dresden und Prag 1812. Noch einmal Goethe.

Am 14. März 1812 schloss Österreich das Bündnis mit Frankreich, das Schwarzenberg wünschte, wirklich ab. Zur selben Zeit eröffnete Napoleon seiner Gemahlin, die seit ihrer Niederkunft im Vorjahre an einer großen Schwäche litt, er werde sie mit sich nach Dresden nehmen, wenn es zum Kriege kommen sollte, dort werde sie die Ihrigen sehen können. Da schrieb Maria Louise an Kaiser Franz: »Sie können sich, liebster Papa, die Freude nicht vorstellen, welche mir diese Hoffnung macht; ich bin überzeugt, dass Sie meine Bitte nicht abschlagen werden und mir auch das Vergnügen verschaffen werden, die liebe Mama und meine Brüder und Schwestern mit Ihnen zu führen, um dass ich den Trost habe, Sie auch wiederzusehen. Ich bitte Sie aber, liebster Papa, nichts von diesem Vorhaben zu sprechen, weil's noch nicht entschieden ist.«

Kaiser Franz gieng auf die Idee seines Schwiegersohnes ein: er sehnte sich darnach, seine Tochter zu umarmen. Maria Ludovica dagegen, die auf Napoleons Wunsch auch nach Dresden kommen sollte, weigerte sich anfangs mitzugehen — es verlautete, dass sie ihre Abneigung gegen den Usurpator nicht über-

winden könne. Doch wurde, wie der Erzherzog Johann in seinen Aufzeichnungen anmerkte, für sie zugesagt, ohne sich an ihren Widerspruch zu kehren; da gab sie denn nach. Da Kaiser Franz seine Staaten nicht für längere Zeit verlassen, auch dem sächsischen Hof keine großen Kosten aufbürden wollte, so wurde zuletzt abgemacht, dass der Aufenthalt in Dresden nur einige Tage dauern, dann aber Maria Louise nach Prag gehen solle, um sich dort für längere Zeit des Beisammenseins mit Eltern und Geschwistern zu erfreuen.

Nach den Briefen Maria Ludovicas an ihre Mutter befand sie sich am 13. Mai in Kolin, am 16. in Prag, am 17. in Teplitz und am 18. in Dresden, wo Napoleon und Maria Louise bereits eingetroffen waren. Wie Méneval, ein überschwenglicher Lobredner des französischen Kaisers, in seinen Memoiren sagt: »Sie kam bewaffnet mit dem Stolz der schönen Frau und der Herrscherin, gepanzert mit Vorurtheilen gegen den Mann, der der österreichischen Monarchie die größten Demüthigungen zugefügt hatte.« Aber wenn er dann hinzusetzt, gleich bei der ersten Begegnung sei dies alles vor dem Zauber gewichen, den der geniale Mann zu üben in seiner Macht hatte, so finden wir in den Briefen der Kaiserin keine Bestätigung dafür, im Gegentheil. In den ersten, noch in Dresden geschriebenen Berichten an die Mutter ist sie sehr kurz und trocken; erst nachdem sie wieder nach Prag zurückgekommen war — sie verließ Dresden am 28. Mai — wird sie mittheilsamer: sie kann jetzt ihre Briefe durch vertraute Personen senden und braucht nicht mehr zu fürchten, dass sie von Unbe-

rufenen gelesen werden. Da schildert sie denn auch nochmals ausführlich die erste Begegnung mit Napoleon und mit Maria Louise. »Er kam mit seinem ganzen Hof,« schreibt sie am 6. Juni, »wir waren allein, wir giengen ihm bis ins zweite Zimmer entgegen; er umarmte den Kaiser und that so, als umarmte er mich, und küsste mir die Hand. Dann giengen wir zusammen in mein Gemach, die Thüren wurden geschlossen und ohne uns zu setzen, sprachen wir etwa eine Viertelstunde über gleichgiltige Dinge. Du kannst Dir wohl vorstellen, was ich dabei empfand. Hierauf kam die Kaiserin in großer Gala und mit Edelsteinen bedeckt, ihr ganzer Hof mit ihr; ich gieng ihr entgegen: sie — obwohl sehr erfreut, ihren Vater wiederzusehen — zeigte die Verlegenheit und Kälte, ... die mich zur Verzweiflung bringt; ich that indes, als ob ich es nicht bemerkte und umarmte sie zärtlich, da ich ja in der That ergriffen war. Bei Tische saß ich an diesem Tage, wie auch später immer, neben Napoleon; ich hörte sehr schlecht und Du kannst Dir denken, welche Qual mir das Gespräch bereitete . . . . Indes war ich nicht verlegen, sondern nur traurig über unsere Lage; er spricht sehr viel und liebt es, fortwährend zu fragen. Fragen lassen sich vermeiden, aber Antworten nicht. Aber ich bemerkte, dass er es eben deshalb thue und brach das Gespräch ab, das sich dann nicht wieder anknüpfen wollte. Mir war unser Dialog umso peinlicher, als ich unwillkürlich immer an Dich und die Brüder denken musste.« In einem andern, einige Tage früher abgesendeten Schreiben erzählt Maria Ludovica gleichfalls, dass Napoleon sehr viel mit

ihr gesprochen habe, auch in den Abendgesellschaften, was dann immer alle Augen auf sie zog und ihr sehr zuwider war (»mi secava«): »Du kannst mir glauben, dass mir diese Nachbarschaft, das viele Reden und alles, was ich um mich sah, umso schmerzlicher fiel, als ich Fieber hatte und so müde war. Auf alle seine Reden antwortete ich ohne Verlegenheit, was mir passend erschien, suchte weder ihn zu vermeiden, noch ihm zu gefallen und benahm mich doch im ganzen viel kälter und zurückhaltender, als ich es mit jedem andern, der sich mit meiner Tochter verheiratet hätte, gewesen wäre.« Mit der Haltung der Österreicher ist sie zufrieden, sie zeigten sich klug ohne Niedrigkeit. Der Kaiser sei am ersten Tag verlegen gewesen, dann aber hätte er sich nur zu wohl gefühlt und mit Napoleon so vertrauungsvoll wie mit ihr selber gesprochen; »ich,« sagt sie, »suchte die Würde unseres Geschlechtes zu behaupten, aber ich blieb allein damit, denn die Königin (von Sachsen) und alle Prinzessinnen mussten die Cour machen, als ob sie Männer wären, mussten aufstehen und sich setzen, wann er wollte: überhaupt, Du hast keine Idee von der sclavischen Furcht, die sie am sächsischen Hof vor ihm haben, aber auch nicht von dem Hass des Volkes, der damit in seltsamem Gegensatz steht; unser Kaiser gewinnt dabei unendlich, die Sachsen, die Preußen, die Weimarer, die Mecklenburg, die Koburg, die Reuß — die alle wie Knechte behandelt werden — sind voll Begeisterung für ihn.« *)

Dass Österreich unklug gethan, sich von Napo-

*) E. A.

leon zu einem Krieg gegen Russland drängen zu lassen, glaubt sie noch immer, ja mehr als zuvor. Denn die österreichischen Truppen werden — so meint sie — ganz wie das Eigenthum Napoleons sein, ohne dass man dadurch etwas ersparen werde, denn man verlange ja noch obendrein Geld für die Verlegenheiten des Augenblicks. Die Kaiserin deutet auch an, dass sie ihren Gemahl zu nachgiebig, zu bestimmbar gegenüber Napoleon finde: »lange Zwiegespräche haben bewirkt, was ich immer fürchtete,« sagt sie, »dass man ihm alles sagt und sich von ihm alles sagen lässt; ich entnahm dies zuletzt aus den Äußerungen des Herrn zu mir, obwohl sie immer einsilbig genug waren — nur zu sehr hat er den »Meinigen« (sie überträgt dieses wienerische Wort geradezu ins Italienische) zu gewinnen gewusst; ja der weiß, wie man die Menschen behandeln muss, er hat sie gut studiert! Was ich dabei leide, kannst Du Dir wohl denken.« Wenigstens dies aber vermochte sie abzuwenden, was einen Augenblick schon beschlossen schien: dass Kaiser Franz Napoleon begleitete. »Gott half mir, und nach vierundzwanzig angstvollen Stunden, in denen ich mehr todt als lebendig war, gelang es mir, (ihn) zu überzeugen, dass ein solcher Entschluss die größte Bestürzung im ganzen Land hervorrufen und unberechenbare Folgen nach sich ziehen würde: ich weiß nicht mehr alles, was ich sagte und mit den heißesten Thränen begleitete; zum Glück hat mich Metternich, der uns in diese Lage gebracht hat, diesmal unterstützt, aber auch ihm wäre es beinahe nicht gelungen, die Sache zu verhindern, da man durch dieses Opfer dem allgemeinen Wohl zu dienen meinte ....«

Über den Verkehr Maria Ludovicas mit ihrer Stieftochter Maria Louise in Dresden sowohl, wie später in Prag, haben französische Memoirenschreiber allerlei Klatsch mitgetheilt: Die Diamanten, mit denen Maria Louise »buchstäblich wie übersäet« war, hätten darnach den Neid der Stiefmutter, die gleichfalls allerlei Schmuck und Tand aus Wien gebracht, in hohem Grade erregt. Einer der Dresdener Briefe Ludovicas spricht allerdings von dem prunkvollen Auftreten der französischen Kaiserin, aber er erwähnt auch, dass sie selber sowie der Gemahl in Reisekleidern beim Empfange waren, daneben klingt die leise Klage mit — sehr begreiflich bei einer jungen schönen Frau, die von ihrer Stellung den höchsten würdevollsten Begriff hatte — dass sie so wenig Toiletten aus Wien mitgenommen: daraus mögen nun die französischen Höflinge ihre Geschichten zusammengedichtet haben. Das Verhältnis der beiden Frauen war sonst gewiss kein gespanntes, geschweige denn feindliches. Maria Ludovica übersah nur das unbedeutende und im Glanze des napoleonischen Glücksgestirnes etwas hochmüthig gewordene junge Wesen neben sich vollständig. Schon 1810 äußert sie in einem Brief an den Kaiser halb mütterliche, halb schwesternhafte Bedenken über die Art, die die Stieftochter in Frankreich angenommen habe: bald lamentiere sie furchtbar, dann beschreibe sie wieder alle Pariser Moden und erzähle von lauter Unterhaltungen: »Sie hasst die Engländer, nichts gleicht den Franzosen, und so fort. Ich sage darauf: so geht's mit 18 Jahren und Leichtsinn;*) Gott erhalte

*) Dies Wort ist allerdings durchstrichen.

sie nur in guten Grundsätzen.« Nun entwirft sie der Mutter eine scharfe Charakteristik Maria Louisens, aus der aber doch Wohlwollen und Zuneigung spricht.*)

Am 1. Juli reiste die Kaiserin nach Teplitz. In Karlsbad, wohin Kaiser Franz und Maria Louise gegangen waren, wurde sie diesmal vergeblich erwartet. Goethe, der sich seit Anfang Mai dort befand, war wiederum von der Bürgerschaft um eine poetische Bewillkommnung der hohen Gäste gebeten worden und er hatte einem jeden ein Gedicht zugeeignet; das an Maria Ludovica gelangte nun erst an seine Adresse, als Goethe um die Mitte Juli gleichfalls nach Teplitz kam. Es knüpft an das Versprechen an, das sie 1810 gegeben hatte; seit sie geschieden, sind alle Gedanken ihr zugewendet, jeder schöne Morgen erinnert an sie:

»Der starre Fels, er scheint sich noch zu neigen
Vor ihrer Hoheit, ihrer Majestät,
Die Stämme wiegen sich, in allen Zweigen
Von ihrer Anmuth lind und leis umweht;
Die Blumen, die ihr Haupt im Grünen beugen,
Erheben's forschend, wo vielleicht sie geht?
Und mit den Büschen, die Ihr Blüten streuen,
Wetteifern all die Herzen Ihrer Treuen.

---

*) »Essa è perfettamente come fu in casa, solo un poco più discorsi de lieux communs, le stesse maniere, quel imbarazzo e quella fredezzaa che Ella li conosca e che fa credere alla nostra gente che è altiera; non la lo è, e poi enfant quasi più che non lo fu prima di maritarsi . . . .« Brief vom 6. Juni. Ähnlich in einem Brief vom 10. Juni, wo es dann am Schlusse heißt: »So che è excellente di carattere e che ha talento, ma una pigrizia di spirito terribile . . . .«



Karlsbad (II.)

Und wenn Sie sich im weiten Reich beweget,
Nach jeder Richtung wird sogleich gefragt,
Wenn dann der Weg sie in die Ferne träget,
Vereitelt Hoffen bitterlich beklagt
Und immer neu die Hoffnung aufgereget:
Sie wird erfüllen, was Sie zugesagt;
Erst soll es Ihr und dem Gemahle glücken,
Die Tochter und den Eidam zu erblicken.«

Die Tage von Dresden werden hierauf in einer dichterischen Verklärung dargestellt, die freilich mit der Wirklichkeit gar sehr contrastierte:

»Es ist geschehn! Im seligsten Momente
Begegnet sich der liebevolle Blick,
Und was die Donau ernst und schmerzlich trennte,
Gibt wonnevoll die Elbe nun zurück.
Wer ist es, der's in Worte fassen könnte!
Begünstigt ist der Höchsten größtes Glück
Im Drang der ahnungsvollsten Weltgewühle
Die elterlichen kindlichen Gefühle.«

Auch dem Aufenthalt in Prag wird eine Strophe gewidmet und dann geschlossen:

»So nah gerückt sollt' es vorüberrollen,
Ein Glück, das dann wohl immer sich verliert!
Nein, Ihr versagt es nicht den Hoffnungsvollen,
Sie rufen aus, was sie im Tiefsten rührt.
Wie unsre Brunnen immer treu gequollen,
So unser Herz dem, der das Scepter führt,
Und unser Thun wie wir die Gäste pflegen,
Verdienet seinen Blick und seinen Segen.«

Die letzte Strophe schildert den Einzug der Majestäten: das Lied verstummt vor dem Freudenruf der entzückten Bewohner.

Die Kaiserin wohnte wieder im Herrenhause der Clary und hatte auch wieder denselben Kreis um sich versammelt, wie vor zwei Jahren. Karl August von Weimar hatte schon am 8. an Goethe geschrieben: »Die Kaiserin scheint sehr zu wünschen, dass Du herkömmst; wenn Du ihr vorläsest, würdest Du ihr viele Freude machen.« So war denn der Dichter, sobald er sich von einem Anfall seines schmerzlichen Übels, der ihn Ende Juni überrascht, ein wenig erholt hatte, herbeigeeilt. Was von der Begegnung von 1810 nicht mit voller Sicherheit gesagt werden konnte: dass die junge Fürstin seiner Dichtung wie seiner Persönlichkeit mit Verständnis entgegenkam, ist für diesmal außer Zweifel, wenn wir auch in ihren gleichzeitigen Briefen wiederum vergebens nach einer Äußerung über den Dichter suchen. Aber gleich am Tage nach seiner Ankunft, und zwar am frühen Morgen, wurde er zu ihr beschieden; in den 26 Tagen, die sie dann beide in Teplitz verweilten, zog sie ihn eilfmal zur Tafel, beinahe täglich durfte er sie sehen und sprechen, siebenmal hat er ihr vorgelesen. Die Wahl der Stücke aber, die er las, gibt Zeugnis davon, dass er ihr in ästhetischen Dingen den feinsten Geschmack und die zarteste Empfänglichkeit zutraute: nur bei einer Frau, die auf der Höhe der Zeitbildung stand, durfte er Interesse für diese Lectüre voraussetzen. Das erstemal wählte er unter anderen die zweite Elegie: »Alexis und Dora,« die das vielsagende Motto trägt:

»Bilder sowie Leidenschaften
Mögen gern am Liede haften.«

Hiezu bemerkt er in seinem Tagebuch, dass dieses Stück besonders gut aufgenommen worden sei. Des andern Tages las er »Der neue Pausias und sein Blumenmädchen«, ferner Theile der »Pandora«, die er im Spätjahr 1807 für die in Wien erscheinende Zeitschrift gleichen Namens gedichtet und von der er der Kaiserin wohl schon 1810 gesprochen haben mochte. In den Tages- und Jahresheften äußerte sich Goethe, dass sich in dieser Production ebenso wie in den gleichzeitigen »Wahlverwandtschaften« das schmerzliche Gefühl der Entsagung ausdrücke, und in einem Brief an die Frau von Stein, es könne auf den Leser nur geheimnisvoll wirken: »er fühlt diese Wirkung im ganzen, ohne sie deutlich aussprechen zu können, aber sein Behagen und Unbehagen, seine Theilnahme oder Abneigung entspringt daher. Das Einzelne hingegen, was er sich auswählen mag, gehört eigentlich sein und ist dasjenige, was ihm persönlich conveniert. Daher der Künstler, dem freilich um die Form und um den Sinn des Ganzen zu thun sein muss, doch auch sehr zufrieden sein kann, wenn die einzelnen Theile, auf die er eigentlich den Fleiß verwendet, mit Bequemlichkeit und Vergnügen aufgenommen werden.« Dürften wir eine Vermuthung aussprechen, so möchten wir sagen, dass die Scenen, in denen Epimetheus mit Leidenschaft und Wehmuth zugleich um die abgeschiedene Pandora, um die nur in flüchtigen Morgenträumen erscheinende Elpore klagt, sowohl die Empfindungen, die Goethe später nach der Abreise der Kaiserin in Briefen an Freunde aussprach, am ehesten ausdrücken, als sie auch am leichtesten das Mitgefühl

einer ebenso zart wie tief empfindenden jungen Frau erregen konnten. Mit welcher Bewegung vermochte nicht der Dichter auch noch im Alter Zeilen wie die folgenden vorzutragen:

»Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
Fliehe mit abgewendetem Blick!
Wie er, sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
Zieht sie, ach! reißt sie ihn ewig zurück.«

Später las er noch die ersten Scenen der »Iphigenie« und die heitere Ballade »Wirkung in die Ferne«, auch Schiller'sche Balladen wählte er einmal, ein anderesmal Calderon's »Leben ein Traum«, ein drittesmal einen Aufsatz über Diderots Werke. Hieran knüpften sich Gespräche über ästhetische Themata, so »über die Fundamente des ästhetischen Urtheils«, wie eine Tagebuch-Notiz des Dichters besagt, und in seinem Nachlass fand sich ein Brief der Gräfin O'Donell, der die Bitte enthält, der Kaiserin »eine Anleitung zur Beurtheilung der Poesie überhaupt und insbesondere zu geben, indem sie wohl dieses oder jenes Gedicht bewundern wird, ohne eigentlich zu wissen, ob es so gemacht ist, wie es sein sollte etc. etc. Sie verstehen mich schon«. Noch in späten Jahren, in den Gesprächen mit Eckermann, gedachte Goethe rühmend des Urtheils der Kaiserin in literarischen Dingen, besonders führte er eine Äußerung von ihr über Voltaire an: dieser, so meinte sie, habe in seinen Gedichten an fürstliche Persönlichkeiten nie die Linie des Schicklichen überschritten.

Auch Komödie wurde diesmal wieder gespielt. Am 28. Juli kam in der Gesellschaft der Kaiserin

das Gespräch auf die Frage, welches von beiden Geschlechtern zuerst die Liebe eingestehen dürfe. Goethe gab ein Geschichtchen zum besten, das hierauf Bezug hatte und der Kaiserin so sehr gefiel, dass sie ihn aufforderte, daraus ein Lustspiel zu machen, das sie dann zusammen aufführen wollten. Wirklich finden wir den Dichter am 29. und 30. mit der Abfassung eines kleinen Stückes beschäftigt, er nannte es »Die Wette«. Am 31. konnten bereits die Rollen ausgeschrieben, am 2. August die erste Probe abgehalten werden. Goethe sollte ursprünglich auch eine Rolle spielen, wahrscheinlich den Dorn. Aber er wurde am 5. unwohl und blieb es durch einige Tage, am 7. bat ihn die Gräfin O'Donell in einem Billet, aufrichtig zu sagen, ob er sich im Stande fühle, in der Komödie zu spielen. »Wir wollen alle lieber Verzicht thun, Sie spielen zu sehen, als dadurch einer Verschlimmerung Ihrer Gesundheit verantwortlich zu sein.« Ob die Aufführung wirklich stattfand, oder ob man sich's nicht an den Proben genügen ließ, wissen wir nicht, auch steht nicht fest, welche Rolle die Kaiserin spielte. Man hat angenommen, dass es die des Kammermädchens Friederike war, aber wir können es nicht recht glauben, die Partie ist gar zu unbedeutend. Goethe wusste doch, als er das Stückchen schrieb, dass die Kaiserin darin spielen werde und wird also wohl bedacht gewesen sein, ihr eine dankbarere Rolle zu schaffen. Die zweite weibliche Person des Stückes, Leonore, hat freilich auch nur in einer Scene zu thun und wenig zu sprechen, aber sie muss ein lebhaftes stummes Spiel entwickeln und hat dabei Gelegenheit, Anmuth und Tempe-

rament zu zeigen. Auch geht der Dichter auf ihren Charakter viel mehr ein, als auf den Friederikens, die doch nur eine typische Figur ist, er schildert sie wiederholt durch Äußerungen dritter Personen: »Leonore ist sanft und gefühlvoll, dabei thätig, häuslich, doch nicht ohne Eitelkeit; sie liebt ihn (Eduarden) wahrhaft, doch überlässt sie sich manchmal einem Hang zur üblen Laune.« Man wird dagegen einwenden, dass die Kaiserin zwei Jahre vorher die durchaus komische Rolle der Frau von Langsalm spielte, auch eine andere soubrettenhafte Partie, das Lieschen in der »Gefährlichen Nachbarschaft«, soll sie damals dargestellt haben. Aber jetzt, in eben diesen Tagen zu Teplitz, hat sie auch — es ist wenigstens sehr wahrscheinlich — die Prinzessin im ersten Act des »Tasso« gespielt, wobei niemand geringerer als der Dichter selbst den Helden vorstellte.*) Goethe hatte für diese Aufführung einen Epilog gedichtet, der eine feine Huldigung für die Kaiserin enthielt: am Ende des Aufzugs, da der Herzog mit Antonio sich zum Abgehen wendete, trat die Gräfin O'Donell als Eleonore vor und sprach, zu den Zuschauern gewendet, die Verse:

»Wenn's jemand ziemt, zu sprechen mit Vertrauen,
So ziemt es mir: ich stelle heut den Chor
Gebildeter und liebevoller Frauen,
Der sich so gern um Sie versammelt, vor.
Mir ist vergönnt, an Ihr hinaufzuschauen,
Mich zu erquicken an dem frischen Flor,
Der jede Stunde neuen Wert bethätigt
Und Frauenwürde ewiglich bestätigt.«

*) Den Alphons soll Herzog Karl August, den Antonio Fürst Lichnowsky gegeben haben.

Über die dramatischen Unterhaltungen ließen die Betheiligten nichts verlauten und so drangen nur unbestimmte Gerüchte davon ins Publicum. »Vom Bade soll ich Dir wohl etwas erzählen?« schrieb Achim von Arnim damals an Görres: »Kaiserinnen, die Komödien schreiben, Feldmarschälle von 80 Jahren, die Komödie spielen .....« Aber selbst Christiane, die Gattin Goethe's, meinte, die Kaiserin habe aus einer Geschichte, die der Dichter erzählte, ein Stück gemacht. Dasselbe erzählte der Sänger Ranzau, der um die Mitte September Teplitz verließ, der Erbprinzessin Karoline von Mecklenburg.

Zum Andenken an die schönen Tage, die Goethe mit der Kaiserin hatte theilen dürfen, schenkte ihm diese die 1808 erschienene dreibändige Prachtausgabe der Werke Bondi's. Hierauf schrieb Goethe am 5. August das folgende Sonett:

»Aus jenen Ländern echten Sonnenscheins
Beglückten oft mich Gaben der Gefilde:
Agrumen reizend, Feigen süß und milde,
Der Mandeln Milch, die Feuerkraft des Weines.

So manches Musenwerk erregte meines
Nordländ'schen Geistes innigste Gebilde,
Wie an Achilleus' lebensreichem Schilde
Erfreut' ich mich des günstigsten Vereines.

Und dass ich mich daran begnügen könnte,
War mir sogar ein Kunstbesitz bereitet,
Erquickend mich durch Anmuth wie durch Stärke.

Doch nichts erschien in größerem Momente
Voll inneren Werts, von so viel Glück begleitet,
Als durch Louisen, Bondi, Deine Werke.«

Wie 1810 äußerte auch diesmal der Teplitzer Aufenthalt die wohlthätigste Wirkung auf die Gesundheit der Kaiserin, sie spricht einmal die Hoffnung aus, wieder gänzlich hergestellt zu werden. Darum findet sie denn auch ihre alte Munterkeit wieder und in den Briefen an den Kaiser scherzt sie wie 1808 in den Honigmonden: »Bester Schatz,« schreibt sie einmal, »ach, wie bist Du zu bedauern, welcher gefährliche Rival betrat heut diesen Boden, welcher Einbruch in meinem Herzen; der König von Sachsen war hier, und ich bewies mich als wahre Coquette, schmeichelte ihn (ihm), bewillkommnete ihn, dass er vor Entzücken betrübt wurde.« Auch diesmal vergisst sie nicht, die bedeutenderen Fremden, mit denen sie verkehrt, zu schildern: unter anderen nennt sie die Prinzessin von Hessen, Schwester der Königin von Preußen: »sie ist groß, schön gewachsen, stoßt etwas an im Reden, scheint liebevoll und munter, was mehr zu wundern ist, da sie so unglücklich in ihrer Eheverbindung ist.« Auch Goethe wird kurz erwähnt: »Der Schriftsteller, der zugleich geheimer Rath vom Herzog von Weimar ist.«

Politik ist diesmal von der Unterhaltung ganz ausgeschlossen, wenigstens versichert Maria Ludovica dies ihrem Gemahl. Es war das Gerücht nach Wien gedrungen, sie habe den russischen Fürsten Golowkin empfangen und mit ihm über die Zeitverhältnisse gesprochen; der Kaiser warnte sie hierauf: da er nun einmal Bundesgenosse Napoleons sei, müsse man alles vermeiden, was einer Demonstration zu Gunsten der Russen gleichsähe. »Ich küsse Dir die Hand, mich in Rücksicht des

Golowkin gewarnt zu haben,« antwortet sie sogleich, »ich begreife sehr wohl, dass es höchst unschicksam wäre, wenn ich Russen bei mir sehet; auch war Golowkin keinen Schritt in meinem Hause, ich sah ihn bei Clary und auf die Spaziergänge und da wurde von seiner Reise nach China geschwätzt und kein Krieg oder Politik nur genannt; diese ist hier ganz verbannt, ich wäre untröstlich, wenn sie sich zu meiner Badecur gesellet. Ich begreife nicht, woher die Äußerungen von Golowkin herkommen; die Fürstin Sangusko, die nach Karlsbad reiste und, mir zulieb bloß, über Teplitz gieng, empfieng ich bei mir; sie speiste den Abend (mit mir), wir waren ganz allein und schwätzten recht munter; obwohl sie eine Russin war, glaubte ich nicht zu fehlen, sie zu sehen; ein Weib ist ja was sehr Unbedeutendes, und sie ist ja schon zwei Jahre in Wien einheimisch; dies ist alles, bester Schatz.«*) In intimem Kreise indes mag dennoch so manches gelegentliche Wort über die großen Leiden der Zeit gefallen sein, Goethe erzählte später Eckermann, er habe an der Tafel der Kaiserin einmal durch eine heitere Wendung den Fürst-Primas Karl von Dalberg, diesen schwachen Mann, der sich so rückhaltslos Napoleon hingegeben, zu vertheidigen gewagt.

Am 10. August verließ die Kaiserin Teplitz, Tags darauf Goethe die beiden sollten sich nie wieder sehen. Welch gewaltigen, tiefen Eindruck Goethe diesmal davongetragen, sagt uns ein Brief, den er drei Tage später an den Grafen Reinhard

*) Briefe vom 14., 17. und 23. Juli. St. A.

richtete: es sei ihm, heißt es darin, in der Nähe der Kaiserin von Österreich mehr Glück und Gutes widerfahren, als er verdiene, ja es wäre ganz überschwenglich gewesen, wenn ihn nicht die Sorge, seine Kräfte möchten nicht hinreichend sein, oft mitten im Genuss an die menschliche Beschränktheit erinnert hätte. »Der Begriff,« so fährt er dann fort, »den ich mir von dieser außerordentlichen Dame in dem Zeitraume von vier Wochen vollständig bilden konnte, ist ein reicher Gewinn fürs ganze Leben. Ich darf nicht anfangen, von ihr zu reden, weil man sonst nicht aufhört; auch sagt man in solchen Fällen eigentlich gar nichts, wenn man nicht alles sagt, und es ist nichts schwerer, als ein Individuum schildern, welches Verdienste in sich trägt, die dem Allgemeinen angehören. Eine solche Erscheinung gegen das Ende seiner Tage zu erleben, gibt die angenehme Empfindung, als wenn man bei Sonnenaufgang stürbe und sich noch recht mit inneren und äußeren Sinnen überzeugte, dass die Natur ewig productiv, bis ins Innerste göttlich-lebendig, ihren Typen getreu und keinem Alter unterworfen ist. Mehr füge ich nicht hinzu, damit ich nicht etwa aus diesen hohen Regionen auf die Erde mich unvermerkt hinabgezogen sehe.« In anderen Briefen vom gleichen Tage — an Frau von Wolzogen und an Knebel — spricht Goethe von »seinem verlorenen Gleichgewicht«, das er jetzt »womöglich wieder herzustellen trachte«.

In Karlsbad, wohin sich Goethe nun abermals begab, wurde er durch die Kunde erschreckt, die Kaiserin sei auf der Rückreise zu Czaslau erkrankt; auf das dringendste bat er sofort die Gräfin Titine

O'Donell (Christine de Ligne), die ihm vor kurzem gute Nachrichten von Schlan aus gesandt hatte, ihm darüber zu schreiben: »So beglückend es ist, sich die Eigenschaften dieser außerordentlichen Dame in Gedanken zurückzurufen, so ängstlich wird es, dieselbe leidend oder in einiger Gefahr zu wissen. Gibt es irgend Gelegenheit, so bitte in der allerhöchsten Gegenwart meiner als des dankbarsten Knechts zu gedenken, der, ohne von dem Wohlbefinden seiner angebeteten Herrin versichert zu sein, unfähig ist, irgend eines Glücks, irgend einer Zufriedenheit zu genießen.« Die Gräfin konnte ihm bald die beruhigende Nachricht mittheilen, dass die Kaiserin am 20. im besten Wohlsein zu Baden eingetroffen sei.

Das begeisterte Lob der Kaiserin, das Goethe an Reinhard geschrieben, kam bald durch einen Zufall in deren Hände. Reinhard hatte es dem Wiener Orientalisten Hammer mitgetheilt und dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als es weiter zu verbreiten. Hammer erfuhr hierauf, die Kaiserin habe sich über diese Erkennung ihres Wertes »mit einer Bescheidenheit geäußert, wie sie nur dem Höchsten ziemt«. Goethe aber wurde von da an in seinen Reden und Briefen zurückhaltender. »Von der Kaiserin von Österreich habe ich mir abgewöhnt zu reden,« schrieb er im November an Reinhard. »Es ist immer ein abstracter Begriff, den man von solchen Vollkommenheiten ausdrückt, und da mich im Innersten eigentlich nur das Individuelle in seiner schärfsten Bestimmung interessiert, wovon mein zweiter Theil*) wohl auch wieder ein Beleg sein

*) Von »Wahrheit und Dichtung«.

wird, so fühle ich mich im Stillen glücklich, eine solche ungemeine Personalität im Busen immerfort wieder aufzubauen und mir selbst wieder darzustellen, da ich das Glück gehabt habe, ihre besonderen Züge mir zu vergegenwärtigen und sie festzuhalten.« Und wenige Tage später in einem Brief an die Gräfin Josefine O'Donell: »Da Sie nun aber allerlei Wunderliches von mir gewohnt sind, so muss ich Ihnen erzählen und vertrauen, dass ich mir seit einiger Zeit, obgleich ungern und mit Mühe, von unserer Angebeteten zu sprechen abgewöhnt habe: denn die bravsten und sonst fürs Vortreffliche empfänglichen Menschen enthielten sich nicht, mir zu versichern, ich rede enthusiastisch, wenn ich nichts als die reine Prosa zu sprechen glaubte. Es kann zwar sein, dass wie jener Prosa machte, ohne es zu wissen,*) ich unbewusst poetisch rede. Wäre ich aber auch ein anerkannter Nachtwandler, so will ich doch nicht aufgeweckt sein und halte mich daher fern von den Menschen, welche nur das Wahre zu sehen glauben, wenn sie das Gemeine sehen.«

Mit der Gräfin blieb Goethe in den folgenden Jahren in ziemlich regem brieflichen Verkehr, und ihr gegenüber scheute er sich nicht, seiner Verehrung für die Kaiserin Ausdruck zu geben; in keinem seiner Briefe vergisst er, nach ihr zu fragen und sich ihrer Huld zu empfehlen. Durch die Gräfin sandte er auch, was Neues von seinen Werken erschien, so im Jahre 1813 die Rede zum Ange-

*) Bourgeois gentilhomme II. Act, 6. Scene (Monsieur Jourdain: »Par ma foi, il y a plus de quarante ans que je dis de la prose sans que j'en susse rien«).

denken Wielands: dass sie »huldreichst« aufgenommen wurde, entzückt ihn, wie er schreibt, in seiner Entfernung und Abgeschiedenheit. »Was kann wohl mehr ermuntern,« ruft er aus, »als da nicht zu missfallen, wo alles zusammentrifft, um ein entscheidendes Urtheil zu sichern. Möge dieses allwirkende Licht auch mir beständig scheinen und frommen!« In selber Zeit gieng er mit dem Gedanken um, der Kaiserin eine neue poetische Huldigung zu widmen oder ihr den dritten Theil von »Wahrheit und Dichtung«, mit dessen Abschluss er eben beschäftigt war,*) zuzueignen. Die Gräfin, die davon vernommen haben mochte, rieth ihm jedoch ab: wir erfahren dies aus einem Schreiben Goethes an sie, datiert vom 22. Juni: »Es ist nicht zu leugnen,« sagt er da, »dass wir anderen Poeten einigermaßen verwandt sind mit dem Kammerdiener des Königs Midas, nur unterscheiden wir uns von diesem Herrn Vetter darin gar merklich, dass, wenn derselbe die Mängel seines Principals ohnmöglich verschweigen konnte, wir dagegen es sehr peinlich finden, von den Vollkommenheiten unserer Herrin zu schweigen. Sie haben daher, meine scharfsinnige Freundin, mich irgend eines Vorhabens in gegründetem Verdacht, nur muss ich zu meiner Rettung und Rechtfertigung versichern, dass ich dergleichen Anmaßungen niemals aus eigener, uns vom Urvater Helios verliehenen Macht und Gewalt würde gewagt haben, vielmehr sollte ein gewisser stiller Wunsch im Laufe dieses Jahres gegen die Freundin verlauten und in Form einer gnädig weiter zu

*) Erschienen zu Ostern 1814.

befördernden Bitte vor derselben erscheinen. Da aber Ihr letztes vertrauliches Schreiben, ahndungsvoll, schon eine abschlägige Antwort auf ein noch nicht angebrachtes Gesuch enthält, so ergebe ich mich umsomehr darein und verschließe, auf diesen himmlischen Fingerzeig, meine Gesinnungen und Vorhaben in einem stillen treuergebenen Herzen, wo sie auf jede Art zu wuchern nicht ermangeln werden.« Wahrscheinlich hat aber Goethe zwei Jahre später die Kaiserin dennoch, allerdings in einem schwer verständlichen Gedicht, betitelt »Geheimstes«, verherrlicht: es bildet das letzte Stück des Buches der Liebe im »Westöstlichen Divan«. Er spricht darin von den Anekdotenjägern, die durchaus erkunden wollen, wer der Gegenstand seiner Anbetung sei und ruft ihnen zu:

»Ungehindert, liebe Herren,
Sucht sie auf! nur hört das Eine:
Ihr erschrecket, wenn sie dasteht,
Ist sie fort, Ihr kost dem Scheine

— — — — — — — — — —

Wenn vor Deines Kaisers Throne
Oder vor der Vielgeliebten
Je Dein Name wird gesprochen,
Sei es Dir zum höchsten Lohne.

Darum war's der höchste Jammer,
Als einst Medschnun sterbend wollte,
Dass vor Leila seinen Namen
Man forthin nicht nennen sollte.«

Man hat daran zweifeln wollen, dass wirklich die Kaiserin damit gemeint sei, indem ja dieses Gedicht erst 1818, nach ihrem Tode also, hervorgetreten; aber es kann ganz wohl schon 1815 ent-

standen sein. Zu dieser Annahme verführt besonders die Stelle eines Briefes an die Gräfin Josefine O'Donell vom Januar desselben Jahres: »Im Orient,« schreibt da Goethe, »wo ich mich jetzt gewöhnlich aufhalte, wird es schon für das höchste Glück geachtet, wenn von irgendeinem demüthigen Knecht vor dem Angesicht der Herrin gesprochen wird und sie es auch nur geschehen lässt. Zu wie vielen Kniebeugungen würde derjenige hingerissen werden, dessen Sie selbst erwähnte! Möchte ich doch allerhöchsten Ortes nur manchmal namenweise erscheinen dürfen.«

Auch der Herzog Karl August war 1812 aufs neue von der Kaiserin entzückt. Er besaß ein Bild von ihr: »Es ist erstaunlich interessant,« schrieb darüber die Witwe Schillers, die es sah, an die Tochter des Herzogs, Prinzessin Karoline, »so kluge, feine, schöne Augen. Wir glauben, Ihr Herr Vater habe ein sehr zärtliches Interesse für sie; denn man gibt ihm Schuld, er säße oft lange still und sähe das Bild an.« Er selber gestand, dass er von ihr rede »wie Simeon, als er den Heiland gesehen hatte«.



IX. CAPITEL.

Triumph und Ende.

Als die Nachricht von der Katastrophe Napoleons in Russland nach Wien kam, meinten viele, es sei nun die Zeit gekommen, die Fessel des französischen Bündnisses abzuwerfen und an der Seite des unbesiegten Ostreiches in den Kampf zu treten. Aber der leitende Minister Österreichs, Graf Metternich, war nicht dieser Ansicht. Er war überzeugt, dass Napoleon auch dieses Unglück verwinden werde und dass es ein verhängnisvoller Fehler wäre, zu glauben, mit dem Untergang der großen Armee sei alles zu Ende; Frankreichs Übermacht in Europa zu brechen, dazu hielt er einen Krieg von mehreren Jahren für nothwendig und einen solchen zu führen sei Österreich einstweilen noch nicht im Stande; überdies aber misstraute er Russland und zweifelte, dass es außerhalb seiner Grenzen den Krieg mit derselben Kraft führen werde, wie im eigenen Land.

Man hat nun wissen wollen, dass die Kaiserin, auch diesmal nicht eines Sinnes mit Metternich, auf Seite jener gestanden habe, die nicht nur einen Bruch der französischen Allianz, sondern auch einen schnellen Anschluss an Russland wollten. Napoleon

selbst schrieb seiner jungen Schwiegermutter solche Gedanken zu: er fragte den österreichischen Abgesandten Bubna, der im December nach Paris kam, ob Metternich, in dessen Verbleiben in der Staatskanzlei er für die beste Bürgschaft der Fortdauer guter Beziehungen zwischen Frankreich und Russland sah, sich wohl halten werde. »Ich zweifle nicht,« entgegnete Bubna. »Aber die Weiber,« rief Napoleon aus, »eure Schreier, die Kaiserin!« In der That war aber Maria Ludovica damals weit entfernt, zum Kriege zu drängen; sie bezeugt uns dies selbst in einem Brief an den Kaiser vom August 1813, wo sie sagt, sie hätte ihm oft wiederholt, dass sie diesen Krieg nie unternommen, sondern im November 1812 sich »independent gestellt und zugesehen, wie sich die Massen gegenseitig aufgerieben«.*) Tagebuch-Aufzeichnungen des Erzherzogs Johann bekräftigen dies: der Prinz sprach sie in den letzten Decembertagen; sie »sieht den Fall des Reiches«, zeichnet er darüber auf, »wünschet, Napoleon möge mehr Truppen fordern, weil man dann gewiss die Maßregel, eine Armee aufzustellen, ergreifen wird; fürchtet ihn noch.« Diesmal sei die Kaiserin in Widerspruch mit ihren Brüdern — »den Mailändern,« wie er sie nennt — gewesen, die Napoleon als verloren ansähen. Einen Monat später hätte Metternich schon den Krieg für Russland gewollt, aber »die Kaiserin sprach dem Kaiser zu und hinderte einen zu raschen Entschluss«. Ihm selber, dem Erzherzog, der voll ungeduldigen Thatendranges war, wollte sie beweisen, das Beste sei,

*) Brief vom 4. August. St. A.

heiraten und ruhig leben. Darüber wurde er warm: dazu sei noch Zeit, jeder Mensch habe seine Bestimmung, auch er, und werde ihr folgen; überstehe er die Krisis, dann wolle er froh das Leben genießen, falle er, so falle er seiner Pflicht gemäß als Mensch für seine Brüder. Da wurde sie »nachdenkend«. Man sieht, wie sehr sie sich die Lehren von 1809 zu Herzen genommen, wie stark jenes Entsagungsmotiv, das sie nach dem Wiener Frieden in den Briefen an die Mutter zuerst angeschlagen hatte, in trüben, von Krankheit verdüsterten Stunden immer noch nachklang: sie predigt andern eine Regel, die sie im Grunde doch selber nicht zu befolgen geneigt war.

Im April vollzog Österreich den Übergang von der Neutralität zur bewaffneten Vermittlung. Damit scheint Maria Ludovica nun doch einverstanden gewesen zu sein: »Die Frau sieht die Nothwendigkeit ein, dass Österreich etwas thue; sie hat es immer gesagt,« bemerkt Erzherzog Johann — nicht ohne Widerspruch mit früheren Aufzeichnungen — am 22. April. Sie war von da an überzeugt, dass es zum Kriege werde kommen müssen: in ihren Briefen vom Juni — aus dem Jahre 1813 sind keine früheren vorhanden — spricht sie von einer Wette, die sie geschlossen habe — der Preis sind Bücher — und die sie zu gewinnen hoffe. Wohl kam dann bald darauf die Nachricht von dem Waffenstillstand zu Poischwitz (4. Juni), aber dies stört sie nicht in ihren Ansichten: »erstens,« sagt sie, »bin ich überzeugt, dass Russland selben geschlossen, um Österreich Zeit zu seinen Vorbereitungen zu gewähren, zweitens sehe ich die Stel-

lung der Armee zum Vortheil der Russen und Schaden der Franzosen, die sich in einem Weg vertiefen, wo sie vorne und seitwärts eingeschlossen werden: auf meine Bücher freue ich mich unerschütterlich.« Sie sah damit ganz recht: Russland und Preußen hatten wirklich den Waffenstillstand im Einverständnis mit Österreich geschlossen, und die militärische Lage Napoleons war damals so, dass er den Waffenstillstand schließen musste: zum erstenmal in seinem Leben hat er dabei nachgegeben und wirkliche Opfer gebracht.

Im Juli dachte der Kaiser vorsorglich daran, seine Familie von Wien zu entfernen, sobald die französische Armee in Böhmen einbrechen würde. Maria Ludovica ist ganz einverstanden: »Dies kann für Individuen (ich mit eingerechnet) höchst empfindlich sein, ohne dass man darauf Rücksicht nehme; ein glückliches End ist der Zweck, alles, was hiezu führt, muss man bewerkstelligen, alles muthig dulden, standhaft ausharren und der Erfolg wird großer Ersatz sein. Indessen werde ich den Allmächtigen recht inbrünstig anrufen für Dich und Deine Waffen.«

Der Waffenstillstand, der Ende Juli abgelaufen wäre, wurde bekanntlich verlängert und ein Friedens-Congress in Prag verabredet; am 28. Juli traf der französische Bevollmächtigte daselbst ein; die Minister der Verbündeten, sowie Graf Metternich waren bereits anwesend. Aber Napoleon wollte nur Aufschub, er ließ es nicht zum Beginn der Verhandlungen kommen. »Ich war überzeugt,« heißt es in einem Brief der Kaiserin vom 4. August, »dass an keine Friedensunterhandlungen auch nicht dem Scheine nach zu denken sei, Napoleon will und

kann keinen schließen und für Österreich ist sein Starrsinn ein großer Vortheil; wenn nur der Waffenstillstand nicht verlängert wird und der Krieg mit aller Energie begonnen, es mag kosten, was es wolle, nur nicht mehr nachgeben, siegen oder sterben; wäre die eine Hälfte der Monarchie verloren, so muss die andere ausharren, bis der Feind unterliegt, mit Muth und Festigkeit erringen wir den Sieg; jetzt lässt sich nicht verweilen im Tadeln des Vergangenen; wenn das Wort Krieg ausgesprochen wird, so muss sich jeder denken, er habe ihn gewunschen, er sei unumgänglich nöthig gewesen, damit man mit allem Eifer zum glücklichen Erfolg beitrage.« Dann kommt die Stelle, wo sie sagt, sie sei gegen diesen Krieg gewesen, aber — so schließt sie — »Du kannst doch rechnen, dass jetzt, wo der Krieg ausbrechen wird, da es einmal geschehen ist, niemand eifriger dafür sein wird, als ich und jedem Muth einflößen werde, freudig alles zu opfern für unsere Erhaltung.« Ihr Feuergeist entfaltet wieder seine Schwingen, da die Stunde der Entscheidung naht. Freudig begrüßt sie das österreichische Manifest, das die Kriegserklärung gegen Frankreich bringt. Unaufhörlich mahnt sie von da an zur Festigkeit, zum Ausharren. Die Menge »großer Herren und Majestäten« im Hauptquartier der Verbündeten ist ihr »fürchterlich«, da doch »Ein Sinn, Ein Wille und Eine Macht« ihnen entgegensteht. Der vergebliche Angriff der Verbündeten auf Dresden, der Rückzug der Österreicher nach Böhmen in den letzten Tagen August entmuthigt sie nicht — wenigstens sagt sie nichts davon: »Die heutige Nachricht, «schreibt sie am 31.,

»hat mich im ersten Augenblick bestürzt, doch bin ich nicht ängstlich, er muss und wird zugrunde gehen, nur Muth, Standhaftigkeit und ein Centralpunkt, dann kann alles gut gehen.« Mit der leidenschaftlichen Rücksichtslosigkeit, mit der sie sich 1809 gegen die leitenden Männer gewendet hatte, eifert sie auch jetzt gegen jeden, der ihr dem großen Zweck Hindernisse zu bereiten scheint. Diesmal ist es besonders der Czar Alexander, der ihren Unmuth erregt: wenn er nicht die Armee verlasse, meint sie, werde es immer schlecht gehen; »ich wünschet sehr, dass Kaiser Alexander die Armee verließ',« schreibt sie ein andermal (1. September), »allein es scheint mir nicht wahrscheinlich; der Starrsinn des Barclay Tolly scheint unverzeihlich und großes Unglück, mit fremden Mächten im Einverständnis handeln zu müssen, denn letzteres ist unerreichbar.« Dagegen hat sie großes Vertrauen zu Blücher und zur Nordarmee: »Blücher und Bernadotte werden stets siegen,« ruft sie um die Mitte September aus, »und Napoleon ist schon moralisch todt, bis er es physisch sein wird.« Zwei Tage später wiederholt sie: »Ich bin sehr froh, dass Napoleon gegen Blücher sich wendet, dieser und Bernadotte werden immer siegen, das Warum habe ich Dir geschrieben und gesagt.« Wir finden dieses Warum in keinem der erhaltenen Briefe, aber es ist klar, was sie meint: weil jene beiden, ferner vom großen Hauptquartier, ferner von den Souveränen und Ministern, nicht auf so viele zu hören hatten, weil sie selbständiger waren und nach einem einheitlichen Plane vorgehen konnten, wenn sie sich auch im allgemeinen den Dispositionen der obersten Leitung zu fügen hatten.

Auch diesmal, wie in den Tagen von Aspern und Wagram, kann es die kluge Fürstin nicht lassen, auf der Karte den Bewegungen der Heere zu folgen: da kommt ihr mancher kühne und seltsame Gedanke, den sie dann ungescheut ausspricht. »Der Himmel gebe einen guten Erfolg und mache, dass Napoleon in Böhmen einbreche und nicht, wie ich immer besorge, durch Würzburg und Regensburg nach Oberösterreich hervordringe,« so schreibt sie noch am 11. August, und einen Monat später: »Ich gestehe, dass ich besorge, dass dieses Spiel um Dresden noch lange dauern kann; ich hätte ein gar besonderes Vorhaben; sicher dass Napoleon unmöglich in Böhmen eindringen kann, so lang wir viel mächtiger als er dastehen, gesichert von Melnik, Theresienstadt; sicher, dass wenn er auch Blücher zurückdrängt, selber sich repliciert auf die Reserve von Bennigsen, würde ich ein Corps von 30.000 oder 40.000 Mann sowohl Cavallerie als Infanterie in Franken vorrücken lassen unter der Anführung eines geschickten unternehmenden Generals, um Napoleon die Communicationsstraßen aller seiner Munitionen und Lebensmittel abzuschneiden; wir bekommen selbe von Böhmen und Blücher bekommt sie aus Galizien; nur Napoleon muss zugrunde gehen oder wo ausbrechen, wenn man ihm seine einzige Straße sperrt.«

Wir erlauben uns kein Urtheil über diese militärische Phantasie, doch könnte auch der Laie einwenden, dass die Straße durch Franken keineswegs die einzige war, die Napoleon nach Westen hin offen hatte: er hat später nach seiner Katastrophe bei Leipzig die über Erfurt, Eisenach, Fulda

und den Pass von Schlüchtern gewählt: die uralte Heerstraße zwischen Leipzig und Frankfurt. In dem Operationsplan, den die Verbündeten nach ihrem Siege verfolgten, spielt die Straße durch Franken gleichfalls keine Rolle.

Während aber so die Gedanken der Kaiserin den Heeren folgten, die um Europas Geschicke würfelten, und in ihrer Seele nichts Raum zu haben schien, als was sich auf die großen Fragen der Zeit bezog, waltete sie zugleich mit sorglichstem Sinn daheim als Landesmutter, als Hausfrau, als Mutter ihrer Kinder. Sie ist wieder schwer leidend, muss oft tagelang das Bett hüten, hat krampfartige Brustschmerzen und immer Fieber. Aber wenn es eine Pflicht der Repräsentation zu erfüllen gilt, rafft sie sich dennoch auf. Sie empfängt den Grafen Paar, der am 4. September die Kunde von den Siegen bei Großbeeren und Wahlstatt nach Hause bringt, »öffentlich nach alter Sitte,« fährt dann gleich nach Sanct Stephan in den Segen, abends erscheint sie im Burgtheater, tags darauf verfehlt sie nicht, dem Te Deum in der Domkirche beizuwohnen, am 6. nimmt sie theil an einer Procession und einem Dankgottesdienst in Mariahilf — »ich betete mit allem Eifer für Dich und Deine Waffen!« Am Namenstag des Kaisers erhebt sie sich vom Krankenlager, um mit den Kindern bei dem »Gott erhalte« im Burgtheater nicht zu fehlen und im Februar, an Kaisers Geburtstag, hält sie großen Empfang und geht ins Hochamt zu St. Stephan: es ist »schrecklich kalt und feucht«, sie kann sich »kaum schleppen«, aber »heute«, meint sie, »darf man sich nicht schonen.« Fremde Gäste sieht sie

nicht gerne in so schwerer Zeit, aber besser doch, sie kommen zu ihr, als zum Kaiser; als ihr dieser schreibt, er sehe in Prag dem Besuche der russischen Großfürstinnen Maria und Katharina entgegen, bedauert sie ihn, denn »jetzt ist keine Zeit zu leeren Gesprächen«. Wie sie aber dann zu ihr kommen und sich als bescheidene liebenswürdige Frauen zeigen, ist sie gleich versöhnt: »Sie verursachen mir keine Ungelegenheit,« versichert sie dem Kaiser, »wir machen keine Complimenten, beide gefallen mir ungemein.« Nun gilt es die Honneurs zu machen, die Kinder gut zu präsentieren, damit sie dem Vater Ehre machen, kleine Unterhaltungen zu veranstalten. Da muss wieder vor allem das Theaterspielen herhalten: sie studiert mit den Kindern ein kleines Stück ein, das in Schönbrunn gegeben wird. Ein andermal fährt sie mit ihnen von Laxenburg ins Theater an der Wien: »Die Vorstellung von »Moyses« war sehr schön,« schreibt sie darüber,*) »Grüner spielte prächtig Moyses' Rolle, Ochsenheimer stellte den Pfarrer vor, sein Spiel war unter aller Kritik. Kein unschicksamer Laut ertönte im ganzen Stück; unsere Kinder waren über diesen Abend sehr erfreut; Franz vergaß zuweilen, dass er in der Loge sei und erhebte die Stimme, weswegen ich Stillschweigen gebot. Um 11 Uhr kamen wir nach Laxenburg zurück, der Schlaf besuchte die Fahrenden und vollendete das Einschlafen beim Abendmahl.« Bei allen Vergnügungen ist Einfachheit und Sparsamkeit das oberste Gesetz. Ihr Geist umfasst die kleinen Einzelheiten

*) 5. Juli 1813. St. A.

eines beinahe bürgerlichen Haushalts ebenso, wie die großen Dinge der Welt. Auch muthwillig zu sein hat sie noch nicht ganz verlernt: sie erzählte einmal, wie sie in Laxenburg im Garten spazieren war, bald lesend, bald die Herrlichkeit der Natur bewundernd, dann »eilte ich eine Stunde lang durch alle Wege mit einem sehr gefährlichen Begleiter — dem Hauser«. Es war wohl ein alter Kammerdiener.

Die Entscheidung von Leipzig findet in ihren Briefen nicht den enthusiastischen Wiederhall, den wir erwarten: es ist, als wäre sie deren gewiss gewesen; ihr erster Gedanke ist: wie gut, dass der Kaiser in der Schlacht zugegen war! Aber ihre Gesundheit bessert sich doch in der Folge. Auch jetzt noch nimmt sie lebhaft theil an den militärischen Operationen: »Es wäre mir sehr leid, wenn Napoleon sich bei Mainz durchschlüge,« schreibt sie am 8. November, »weil dann künftiges Jahr der Kampf von neuem beginnt.« Aber sie zweifelt nicht, dass selbst dann alles gut ausgehen wird: »In jedem Fall ist er gewiss verloren.« Dass Wrede bei Hanau geschlagen wurde, bedauert sie um der Sache willen, nicht wegen des Mannes: »Ich schätze ihn nicht.« Wrede war, solange Napoleons Gestirn leuchtete, ein unbedingter Anhänger Frankreichs und Gegner Österreichs gewesen. Wie der Kaiser durch den Breisgau zieht, erinnert sie sich sogleich, dass dies Land altösterreichisch sei: »Ich begreife, wie es Deinem Herzen schwer fallen muss, die guten Freiburger zu verlassen; Gott gebe, dass sie Dich wieder zum Herrn erhalten« — so äußert sie sich am 15. Jänner 1814, und zwei Tage später bedauert

sie, dass der Kaiser ein Land verlassen müsse, wo man ihn so innig liebe: »Gott gebe, dass diese vortrefflichen Menschen Dich zu ihrem Herrn erhalten,« wiederholt sie. Auch an die Wiedergewinnung Belgiens denkt sie, aber sie sieht doch ein, dass diese nicht möglich sein wird: »Ich kann mir vorstellen, wie empfindlich es für Dein Herz war,« sagt sie am 17. März, »dass Du den belgischen Deputierten keine trostreichen Versicherungen geben konntest.«

Die Wechselfälle des Feldzugs auf französischem Boden lassen sie ziemlich ruhig. »Vermöge dem, was Du mir geschrieben, könnte freilich unser Rückzug erfolgen,« urtheilt sie am 7. Februar, wohl auf die Nachricht von Blüchers Unglück bei Brienne, »aber dieses soll nicht abschrecken, es wird noch viel gerauft werden, endlich fällt doch Napoleon mit seiner Person, denn dieser bestimmte den Geist der Zeit zu meinem größten Leidwesen.« Auch den Congress von Châtillon begleitet sie mit der ruhigen Überzeugung, er werde zu nichts führen. »Du sagst, bester Schatz,« schreibt sie am 23. Februar, »ich werde kaum glauben, dass Du und Engelland an der Erhaltung Napoleons arbeitest; ich kann Dir nicht verhehlen, dass Du mich darin gut kennst, denn wenn ich es hundertmal höret, so bleibt mir die Überzeugung, dass Engelland ihn stürzen will. Mehr lässt sich sagen, aber nicht schreiben.«

Gentz, der sehr für einen billigen Ausgleich mit Napoleon war, äußert sich um dieselbe Zeit in einem Briefe an Metternich, es gebe in Wien »eine gewisse, heimlich erbitterte, äußerlich gemäßigte Partei, die immer nur mit halben Worten zu verstehen gebe: man müsse abwarten, das Ende werde

das Werk krönen, viel sei freilich gethan worden, weit mehr aber noch zurück .... In diesem Sinne soll auch die Kaiserin sein«. Es ist wahr, sie erblickte in Napoleon — was ja Gentz früher auch gethan — die Verkörperung des revolutionären Geistes der Zeit. Sie ist sehr zufrieden damit, dass im April endlich die Rückführung des legitimen Königs beschlossen ward und »nicht der Orléans« auf den Thron gelangte. Aber mit Bitterkeit tadelt sie, dass alles »den constitutionellen Weg gehe«, sie schreibt die Schuld dem Kaiser Alexander zu, — »das wahre Mandel des Geistes der Zeit, zu allen Rollen brauchbar bei dem besten Willen und Gesinnungen.« Paris — sie meint der Geist, der in Paris herrscht — werde dem Kaiser viel Stoff zum Nachdenken geben, er werde daraus Nutzen ziehen: »die übrigen Menschen (kein gekrönter ausgenommen) leben im Taumel, vom Strom hingerissen, und werden zu spät ihr Unglück einsehen.« (28. April.)

Erst im Juni 1814 war es ihr vergönnt, nach mehr als einem Jahr der Trennung den Gemahl wieder zu umarmen. Vierzehn Tage zuvor hatte sie die Tochter Maria Louise in Mölk empfangen. »Gott stärke unsere beste Louise,« hatte sie geschrieben, als sie die Kunde von ihrer Flucht nach Blois erhalten; nun hat sie nur den Ausruf: »Welche Empfindungen!«

Nach dem zwar innerlich tief bewegten, äußerlich aber ruhigen Jahre, das die Kaiserin von 1813 auf 1814 verlebt hatte, folgte nun die geräuschvolle Zeit des Congresses. Sehr viel nahm sie übrigens nicht daran theil, sie war zu kränklich: in den Tagebüchern von Gentz, der an den meisten Festen

theilnahm, erscheint ihr Name nur ein einzigesmal, im November, gelegentlich eines Maskenballes bei Metternich. Trat sie indes hervor, so war sie immer noch des Sieges gewiss. Moriz Liechtenstein rühmte damals die Grazie, mit der sie sich in der Welt, die sie liebe, zu bewegen wisse. Der Graf de la Garde bewundert ihren Sinn für die schönen Künste; sie sei die Seele aller theatralischen Aufführungen und Maskeraden; die Maler Moreau und Isabey hätten vollauf zu thun, ihre lieblichen Gedanken künstlerisch auszugestalten. Gentz berichtet im December 1814 dem Hospodar Karadja von kleinen Theatervorstellungen, die abwechselnd mit lebenden Bildern in den Gemächern der Kaiserin stattfänden, wobei die Rollen unter Personen der Gesellschaft vertheilt seien. Äußerungen der Kaiserin über die großen Fragen, die auf dem Congress verhandelt wurden, sind uns nicht überliefert; nur dass sie auf die Constitutionen, welche die Fürsten von Baiern, Württemberg und Baden ihren Ländern gaben, nicht gut zu sprechen war, erfahren wir durch ihren Schwager Johann. Dieser berichtet auch von einer abenteuerlichen Ansicht der Kaiserin: sie betrachtete alle die in und außerhalb Deutschlands hervortretenden Tendenzen nach politischer Freiheit als eine Wirkung des sogenannten Tugendbundes — man begriff unter diesem Namen in Wien alle geheimen Verbindungen der Zeit und hegte eine übertriebene Furcht vor ihnen — sie glaubte aber — und damit stand sie wohl allein — dass der Hauptsitz dieses Bundes nicht in Norddeutschland, sondern in Rom, dass Cardinal Consalvi — der Vertreter des Papstes beim Congress — dessen

Abgesandter, Zacharias Werner, der Prediger, ein Propagandist und auch der wiederhergestellte Jesuitenorden ein Werkzeug des Bundes sei: eine phantastische Combination, wie man sie der sonst so klarsehenden Fürstin kaum zutrauen möchte.

In den Krieg, der nach der Rückkehr Napoleons von der Insel Elba ausbrach, begleitete Maria Ludovica den Gemahl nach Heilbronn. Briefe vom Juni zeigen sie uns bereits auf der Rückreise durch schwäbisches und bairisches Gebiet. In Dillingen hört sie in der Pfarrkirche die Messe, »sie war sehr schön,« berichtet sie, »allein,« setzt sie hinzu, »ich besorge, der Pfarrer kommt auf die Festung, wenn der König erfährt, dass er öffentlich in der Kirche das Salvum für mich betete.« In Schwäbisch-Gmünd ist ihr zu Ehren Illumination, sie vernimmt den Ruf: »Es lebe der Kaiser!« und freut sich dessen im Stillen. Weinsberg ist ihr »wegen der Weibertreue« zu sehen merkwürdig: »ich freue mich dieses Zuges in der Geschichte meines Geschlechts.« In Regensburg besucht sie die Kathedrale, die ihr viel Eindruck macht und den alten Reichstagssaal im Rathhaus, »wo jetzt Haber und Heu sich befindet sammt Mäuse und Ratzen.« Auch hier hört sie rufen, was sie »nicht wünscht« — Du verstehst mich schon!« Mitte Juni ist sie wieder daheim, sie nimmt an den Lateinstunden der Kinder theil: »bei mir,« meint sie mit leisem Seufzer, »wird die Erlernung schon erschwert durch das Alter.« Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz erwartet sie wieder ruhig, ohne Sorge um den Ausgang, nur darüber ist sie nicht ruhig, ob man die gemachten Erfahrungen bei dem künftigen Friedensschluss beher-

zigen wird: »denn es heißt jetzt Frankreich beschränken, den Geist ketten oder durch ihn alle zugrunde gehen; hier ist kein Mittelweg;« sie will, dass man Frankreich nun Gesetze vorschreibe »für jetzt, in künftigen und auf ewige Zeiten, Amen, sonst ist keine Ruhe«! Lothringen möchte sie gerne mit dem Kaiser gesehen haben, »alle alten Erinnerungen müssen Dir dorten theuer sein« — sie freut sich, dass er mit der Stimmung im Lande zufrieden war. Sollte auch sie daran gedacht haben, Elsass-Lothringen müsse nun zu Deutschland zurück, müsse an das Haus Habsburg kommen? Es ist sehr wahrscheinlich. Die Persönlichkeit Napoleons erscheint ihr nun beinahe gleichgiltig; seine Gefangennehmung findet sie zwar immer erwünscht, allein was sie fürchte, sei nicht Er, sondern die jakobinische Partei, »die wieder siegen wird, da das Übel zu eingewurzelt ist und in Verbindung mit ganz Norddeutschland und Engelland.« Sie freut sich, dass Blücher in Paris ist und wünscht sehnlich, dass man mit Frankreich streng verfahre, wie es auch die Meinung des Kaisers ist: »Ich bedauere,« ruft sie aus, »wenn wir viele Menschen verlieren ohne den Schein eines Sieges.« Sie möchte auch selber gern nach Paris, nicht bloß um sich dort des Jahre lang ersehnten Sieges zu freuen, sondern auch aus weiblicher Neugier nach der großen Welt- und Modestadt; ihre politischen Reflexionen unterbricht sie denn auch wohl mit einem Auftrag an den Gemahl: er muss ihr das neueste Mode-Journal schicken, ja er muss »Strümpfe nach beiliegendem Muster besorgen, aber »mehr als 100 Gulden darf ein Paar nicht kosten«. Dass schließlich aus der

Pariser Reise nichts wird, verwindet sie nicht so leicht, wenn sie auch einsieht, »dass das Ganze einen militärischen Anstrich haben muss, um dieses wilde Volk zu zähmen,« aber Kaiser Franz muss ihr dafür versprechen, nach dem Friedensschluss mit ihr das Land ihrer Heimat zu besuchen, das geliebte Italien.

Wirklich kam es im Spätherbst 1815 zu dieser Reise. Aber es war keine Vergnügungsfahrt. Der Gesundheitszustand der Kaiserin verschlimmerte sich rasch und bedenklich. Was nach unserer Meinung die Ärzte längst schon hätten thun sollen, das verordneten sie nun jetzt, da es zu spät war: einen Aufenthalt im Süden. Wohl trieb sie eine tiefe Sehnsucht der Heimat entgegen, aber eine rechte Freude an dieser Fahrt hatte sie nicht mehr.

Am 23. October befand sie sich in Brixen, von hier theilt sie der Mutter das Reiseprogramm mit: übermorgen gehe es nach Bozen, dann am Samstag nach Trient, am Sonntag nach Bassano, Montag nach Treviso, Dienstag nach Mestre; von dort aus Einzug in Venedig in großem Prunk, in den reichsten Gewändern voll von Edelsteinen: »Geduld,« setzt sie hinzu, »das Leben dauert ja nur kurz.« Das Schlimmste ist ihr das Sprechen beim großen Empfang. Aus dem Brief spricht die tiefste Ermüdung, seit dem Spätjahr 1809 wieder der erste Seufzer der Hoffnungslosigkeit. Drei Tage später vereinigt sich der Kaiser mit ihr, sie hat immer Brustweh und Husten. Noch gewinnen ihr die politischen Vorfälle des Tages eine flüchtige Aufmerksamkeit ab, sie gedenkt Murats Schicksal: »'s ist um einen weniger in dieser Welt.«

Am Allerheiligentag zieht sie in Venedig ein: »Das Wetter war prächtig,« erzählt sie, »mehr als 600 Barken kamen uns entgegen, die Fenster der Häuser waren alle voll von Menschen, die ihre Befriedigung ausdrückten: wir fuhren durch die drei Canäle*) und stiegen auf der Piazetta aus, von da gieng es zu Fuß in die Marcuskirche und von da wieder zu Fuß in die Procurazien, wo wir wohnen; die ganze Piazza war voll Menschen und vom Balcon aus war's ein herrlicher Anblick; alle waren bezaubert, ich wäre viel lieber in einem Grab gelegen, dort hätt' ich doch Ruhe gehabt; ich glaubte zu sterben, als ich gehen, die Stufen zur Kirche hinaufschreiten musste .... alle sind ganz glücklich, hier zu sein; ich wünsche mir nur ein Lager, darauf zu ruhen; ich fühle, dass meine Kräfte zu Ende sind.« Am andern Tag ist sie etwas besser, es sei bis jetzt das schönste Leben in Venedig, schreibt sie der Mutter, immer allein in ihrem Zimmer, den Kaiser sieht sie nur beim Frühstück und bei den Mahlzeiten. Ganz konnte sie sich indes den Huldigungen der Venezianer doch nicht entziehen. Die österreichische Herrschaft war damals noch keineswegs so verhasst wie später, viele beklagten wohl den Verlust der alten Selbständigkeit, wollten aber doch lieber österreichisch als französisch sein. Dazu kam, dass gerade damals die Rückführung der von den Franzosen geraubten Rosse von San Marco erwartet wurde. Und endlich fanden sich die Venezianer geschmeichelt, dass der neue Herrscher zuerst zu ihnen und dann erst zu den Mailändern

---

*) Gemeint ist der Canal grande mit seinen drei Krümmungen.

gieng: es war ja eine alte Eifersucht zwischen den beiden Städten. Maria Ludovica aber hatte sich die Gabe, die Herzen zu gewinnen, auch in diesen schweren Leidenstagen bewahrt. Sie brachten ihr eine »Polyhymnia« Canovas zum Geschenk.

Wahrscheinlich haben die Ärzte einen längeren Aufenthalt in der Lagunenstadt empfohlen, denn wir finden die Kaiserin noch am 16. December dort; am 19. ist sie in Padua, wo sie in demselben Gasthof wohnt, in dem die Eltern 1796 auf der Flucht vor Napoleon abgestiegen waren. »Welche Wandlungen!« ruft sie aus. Die Weihnachtstage bringt sie in Mantua zu, in Cremona wird das Programm des Einzugs in Mailand festgestellt: »wir werden,« so schreibt sie der Mutter, »über Loreto einziehen, dort wird ein Pavillon errichtet werden .... Beim Dom werden wir absteigen und dann zu Fuß ins Schloss gehen. Gott verleihe mir nur Kraft; ich empfehle mich Deinen Gebeten, theure Mama, auf die ich so viel Vertrauen habe; gib mir für diesen Tag einen ganz besonderen Segen und begleite mich mit Deinen Gedanken: unsagbar ist, was ich bei diesem Einzug in meinem Herzen fühlen werde.«

Am 31. December 1815 betrat das Kaiserpaar die Hauptstadt der Lombardei. Wirklich fand Maria Ludovica die Kraft, die Feierlichkeiten des Einzugs mitzumachen: ein Gebet im Dom stärkte sie dazu. Dann im Palazzo Reale — welche Fülle von Erinnerungen — süß und bitter zugleich, sie schwelgt in allen Wonnen der Wehmuth, da sie die Gemächer betritt, wo der »arme Papa« ihnen Geschichten erzählt und mit ihnen gespielt hat. Aber auch die

Mailänder sind hoch erfreut: mochten auch alsbald in den officiellen Jubel des Empfangs Misstöne der Unzufriedenheit fallen, da der Monarch die gewünschten Zugeständnisse nicht gewährte: in ihr sah und liebte man das Landeskind, die Tochter der vielverehrten Maria Beatrix, die bei der älteren Generation noch im besten Andenken stand, in ihr hoffte man eine Fürsprecherin und Vermittlerin zu gewinnen:

»Alla Madonna de l'imperator
I bussecconi in contrassegn d'amor.«

So sangen die Volksdichter. Die Väter der Stadt aber ließen ihr zu Ehren eine Denkmünze schlagen, die Luigi Manfredini entwarf: sie zeigt auf der einen Seite eine vom Himmel schwebende weibliche Gestalt mit Schlangenstab und Strahlenkrone, auf der anderen das Bildnis der Kaiserin mit Diadem und Schleier.

Der Aufenthalt in Mailand dehnte sich über sechs Wochen aus, dann gieng die Reise langsam über Pavia, Bergamo und Brescia nach Verona. In den spärlichen Briefen, die aus diesen Tagen stammen, gibt sie nur kurze Kunde von ihrem Befinden, das fortdauernd schlecht ist; zuletzt treten an deren Stelle die Berichte des greisen Arztes Thonhauser, sie setzt nur einige Zeilen dazu. Immer noch ist sie für andere mehr besorgt als für sich, jedesmal erkundigt sie sich nach dem Befinden der erkrankten Cusani, für die Mutter hat sie nach wie vor Worte der rührendsten Zärtlichkeit, tausendmal küsst sie ihr die Hände, empfiehlt sich ihren Gebeten, denkt

an Mailand, wo nun auch Maria Beatrix unter dem Jubel des Volkes ihren Einzug hielt. Die Brüder sind um sie, der älteste nun als Herzog von Modena, wiedereingesetzt in das großväterliche Erbe, in den alten Besitz des Hauses Este. So ward ihr noch auf dem Sterbebett dieser Triumph.

Am 28. März verschlimmerte sich ihr Zustand so, dass sie mit den Sterbesacramenten versehen wurde: sie beichtete und empfieng das Abendmahl. Am 29. hatte sie einen heftigen Anfall von Brustkrampf, der das Äußerste befürchten ließ: aus Venedig eilte der berühmte Arzt Aglietti herbei. Doch erholte sie sich noch einmal, am 2. war sie so beruhigt, dass der Kaiser nach Vicenza gieng; plötzlich aber am 6. wurde es ganz schlecht, schleunig kam der Gemahl an ihr Krankenlager zurück, das er nun nicht mehr verließ. Am Palmsonntag den 7. April 1816 starb sie zu Verona in dem Palazzo Canossa am Corso. Sie war bis zuletzt bei vollem Bewusstsein. Wahrscheinlich durch die Gräfin O'Donell erfuhr Karl August, wie sie ihre letzten Stunden verbrachte, er berichtete es an Goethe: »Die arme Kaiserin ist sehr schwer gestorben. Wie sie den Schmerz des Kaisers sah, schwur sie alles zu thun, was ihr die Ärzte befehlen würden. Aber es war zu spät. Sie verhehlten nicht, dass sie höchstens mehr einige Wochen zu leben habe. Während man ihr vorlas, rief sie plötzlich mit strömenden Thränen: »Muss ich denn wirklich sterben?« Ihre letzte Lectüre war die Passion Christi, die Marchesa Maria Ali Pinzoni las ihr daraus vor.

Am 13. April erfolgte die Einsegnung der Leiche durch den Bischof von Verona; dann führte

man sie in feierlichem Trauerzug durch den im vollen Frühling prangenden Garten von Friuli den Alpen zu. In allen größeren Städten, die sie berührte, fanden Exequien statt. Die von Udine beschreibt Quirico Viviani, ein Professor der Eloquenz am dortigen Lyceum, in pomphaftem Pathos. »In diesem schwarzen Schreine,« ruft er aus, »ruht — entseelt ach, aber von duftigem Balsam treu bewahrt — das Urbild der Jugend und Schönheit. Wer möchte nicht wünschen, dieses Engelsantlitz noch einmal, wenn auch im Todesschlummer, zu sehen!« Eine ergreifende Inschrift auf dem Katafalk gedachte der sehnsüchtigen Erwartung, mit der Udine dem Einzug der Kaiserin entgegengeharrt: nun ist sie da, aber ach! sie ist es nicht ganz, ihren edleren Theil entriss ihnen der grimmige Tod:

Maria Ludovica

Imperatrix et Regina Nostra
Quam tantopere Expectamus
Sed Heu! Tota Non Adest
Potiorem Namque Sui Partem
Mors Dira Eripuit Nobis.

Derselbe Viviani sang ihr ein Todtenlied in heimatlichen Tönen:

Del cavo bronzo il suon profondo e lento
Percuote l'alma, e a lagrimar la invita.
Ahi! Nell età più bella e più fiorita
Fu delle donne il chiaro lume spento.

Von den anderen Stationen des Leichenzuges ist uns keine Kunde erhalten; erst in der Stadt, die in der Jugendgeschichte Ludovicas so bedeut-

sam war, in Wiener-Neustadt, sehen wir ihn wieder auftauchen: die »Wiener Zeitung« brachte die Nachricht, dass am 25. April, nachmittags um 2 Uhr, die sterblichen Überreste der Fürstin dorten angelangt, in der Hauptkirche ausgesetzt und eingesegnet worden seien. Am andern Tag um halb neun Uhr abends erreichten sie endlich Wien: in der kleinen Matzleinsdorfer Linienkapelle fand die feierliche Übergabe des Sarges an den ersten Obersthofmeister Fürsten zu Trautmannsdorf statt; den Segen sprach die Pfarrgeistlichkeit von St. Florian.*) Zwei Tage später, Sonntag den 28. April, um 6 Uhr abends, öffneten sich die Pforten der Kapuzinergruft ihrem Sarge.

Auch in Österreich und Deutschland erregte der frühe Hingang der Kaiserin lebhafte Theilnahme; in den Nekrologen, die in den öffentlichen Blättern erschienen, wurden zwar ihre ausgezeichneten Eigenschaften nicht ganz nach Gebür gewürdigt, aber die Welt konnte diese nur ahnen, sie wusste zu wenig von ihr. Indes hat einer der unbekannten Schriftsteller, die damals über sie schrieben, sie schon mit Maria Theresia in ihrer Jugend zu vergleichen gewagt. Eine rührende Todtenklage stimmte ihr am fernen Rheine der »Kaiserherold« Max von Schenkendorf an. Wunderbar ist es, wie sich darin romantisch-politische Motive mit dem rein menschlichen Antheil, welche der Hingang einer so ausgezeichneten Fürstin erwecken musste, harmonisch vereinen. Zuerst schildert uns der Dichter

*) Am Fuß des rechten Seitenaltares der Kapelle findet sich eine Gedächtnistafel, die dies erzählt.

das Heimweh der Leidenden, das sie nach Italien geführt:

»Weht mich an, ihr Frühlingswinde,
Meiner Heimat milde Luft
Bringt mir spielend, bringt mir linde
Wunderbaren Blumenduft!
Öffne mir, Du Starke, Schöne,
Mailand, nun Dein gastlich Thor,
Klingt, ihr süßen Liebestöne
Wieder in mein trunk'nes Ohr.«

Aber bald empfindet sie wieder ein geheimes Sehnen nach den »frommen deutschen Landen«, wo bittre Qual ihr Leben, sowie das Vaterland verklärt hat. Mit dem Diadem Otto's hat sie in Mailand den Gemahl geschmückt gesehen, aber:

»Ach, von einem andern Throne
Müssen leer die Stufen stehn!«

Und so will sie denn zurück in das »heil'ge deutsche Reich«. Gott aber hat anders beschlossen, sie soll weiter, viel weiter, einen dunklen Weg. Demuthsvoll fügt sie sich und empfiehlt Gott ihre Seele; ihr letzter Gedanke aber ist Deutschland:

»Auf, hinauf mit starken Schritten
In den hellen, ew'gen Tag,
Dass ich dort für Deutschland bitten
Und auf Deutschland schauen mag.«

Nun stimmt der Sänger die Klage an:

»Ihr Lieben, helft mir klagen
Um unsres Reiches Zier!
Vom argen Tod erschlagen
Liegt unsre Herrin hier.

O Mailand, von Cypressen
Du trübe Maienzeit,
Verona, nie vergessen
Wird solches Weh und Leid.«

In einem andern Gedicht: »Unsere Frauen« sieht er sie mit Louise von Preußen »als selige Geister wallen am Firmament«:

»Eine hat im Sturmestoben
Längst ihr schönes Haupt gesenkt,
Hat ein Gnadenbild von oben
Ihrer Völker Zug gelenkt.
Doch die Reine Hohe Zweite
Stand im heißen Männerstreite,
Freiheitskampf und Siegsgeläute
Hat ihr kühnes Herz erfreut.«

Ein drittes Gedicht: »Grabgesang« schildert den Einzug der Geschiedenen in das Gefilde der Seligen. Engel empfangen sie, bekleiden sie mit weißer Hülle, kränzen sie mit Palmenzweigen:

»Milder töne, tief und leise
Völkerschmerz und Klagelaut,
Denn von ihrer Erdenreise
Ruht hier eine Gottesbraut.«

An das Schicksal Louisens von Preußen erinnerte der Kaiserin früher Hingang auch den Prinzen Wilhelm von Preußen, den Bruder des Königs, der darüber am 1. August 1816 an seinen Freund, den Erzherzog Johann, folgende Zeilen schrieb: »Wie sonderbar, dass die beiden Frauen, die sich während ihres Hierseins auf Erden schätzten und liebten, ohne sich persönlich je gekannt zu haben, voran-

gehen mussten ihren Gatten und Herrschern, als sollte gleichsam die Ähnlichkeit ihres Schicksals den Kaiser und den König inniger verbinden und durch sie ihre stammverwandten Völker. Möge dies immer mehr geschehen.«

Aufs tiefste erschüttert war Goethe: »Der Tod der Kaiserin von Österreich,« lesen wir in den »Tages- und Jahresheften«, »versetzte mich in einen Zustand, dessen Nachgefühl mich niemals wieder verließ.« In einem Gedichte hat er noch einmal ihrer gedacht: 1820, als ihm die Gräfin O'Donell in Karlsbad vertraute, sie besitze noch manches theure Andenken von der Seligen, wozu sie ein kostbares Kästchen habe anfertigen lassen. Goethe verfasste ihr hiezu die poetische Inschrift:

»Hier, wo noch ihr Platz genannt wird,
Hier, wo noch ihr Becher steht,
Doch nur wenigen bekannt wird,
Was von ihrem Grabe weht;

Sag' ich: »Freundin, halte heilig,
Was dir von der Holden blieb,
Die so groß — ach! übereilig
Von den Allertreusten schied.«

Uns, den Liebenden, den Treuen
Sei nun weiter nichts begehrt!
Nur ist, wenn wir sie erneuen,
Unser Leben etwas wert.«

Die Österreicher haben an Maria Theresia eine Fürstin, die sie kühn den größten Herrschern aller Zeiten vergleichen dürfen. Neben dieser erscheinen alle die andern hochsinnigen und weisen Frauen,

die die Geschlechter Habsburg und Lothringen hervorbrachten, klein.

Auch Maria Ludovica kann nicht mit ihr verglichen werden, denn sie herrschte nicht, das Schicksal gewährte ihr nicht, auf einem großen Schauplatz der Welt in Thaten zu zeigen, was in ihr war; sie durfte nur reden, überreden, rathen, schweigen und leiden. Ein paarmal hat sie versucht, in die Ereignisse ihrer Zeit einzugreifen; ob sie dabei je Erfolg hatte, wissen wir nicht gewiss, aber sicher ist, dass sie im ganzen machtlos war: wenn zuletzt zum Theil wenigstens vollendet wurde, was sie gewollt hat, so war es des Geschickes Fügung, sie vermochte wenig dazu zu thun.

Aber wie der große deutsche Geschichtsschreiber und Weise sagte: nicht was der Mensch erreicht, was er im Kampf mit den Weltverhältnissen durchzusetzen vermag, sondern was er im Grunde ist, darauf kommt es an, das bestimmt seinen Wert:

»Volk und Knecht und Überwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.«

Diese Persönlichkeit aber, welche Vorstellung von ihr könnte zu reich, zu glänzend sein, da Goethe nach dem Ende seiner Tage das Bedürfnis in sich fühlte, sie in seinem Busen »immerfort neu aufzubauen«, da sie ihm Bürgschaft für die ewige Zeugungsfülle der Natur war: ein Sonnenaufgangsleuchten für den von der Erde Scheidenden! Wie könnten wir uns aber auch vermessen, diese Persönlichkeit in einem deutlichen Bilde wieder auf-

leben zu machen, da jener große Herzens- und Seelenkenner sich's nicht zugetraute. Nur einzelne zerstreute Züge haben wir gesammelt: nun versuche jeder, was er selber sich daraus für ein Bildnis gestalte. Zu warm, zu hell wird er die Farben nicht wählen können — jedes Wort, das uns von ihr überliefert ist, athmet göttliche Wärme, strahlt mildes Licht. Sie besaß nicht nur die Gabe, geliebt zu werden von den Menschen, sondern auch — was selten damit vereint ist — ein unendliches Bedürfnis zu lieben, eine unendliche Kraft dazu — ein rechtes »Liebesherz«, wie's eine kluge, tief und hell blickende Frau jener Zeit einmal genannt hat. Mit heißer, nie versiegender Liebe umfasste sie Eltern und Geschwister, die Pflegerinnen ihrer Jugend, den Gemahl, den Staat, auf dessen Thron das Geschick sie geführt, das Volk, das sich um diesen scharte oder vielmehr die Einzelnen, die davon in ihrem Kreis erschienen und Hingebung und Vertrauen, Treue und Opferwillen ihr entgegenbrachten. Darum verletzt sie uns auch nicht, wenn sie einmal in ungerechter Heftigkeit aufbraust und aufflammt: es ist auch da wahres Gefühl, nur vom Irrthum missleitet, sie muss hassen, weil sie so leidenschaftlich liebt.

In großem Vortheil vor dem Schriftsteller, der sich vergeblich abmüht, eine so ursprüngliche Individualität in Worten auszudrücken, ist der bildende Küntsler, er hat mehr Mittel, das Leben zu fassen und festzubannen, auf dass man es schaue und mitfühle. Und so sind wir denn auch begierig darauf aus gewesen, Bildnisse von unserer Heldin zu suchen. Aber was wir gefunden haben, hat uns fast alles ent-

täuscht. Vor allem das große Gemälde in Laxenburg, das sie im weißen Prunkgewand und mit dem Diadem geschmückt darstellt: es gibt keinen rechten Begriff von dem Zauber, den das Urbild nach den Zeugnissen so vieler Zeitgenossen auch durch die körperliche Erscheinung übte.*) Am meisten zogen uns noch ein paar Stiche an, die die Fideicommiss-Bibliothek bewahrt: sie geben wenigstens der Phantasie Anhaltspunkte, lassen ahnen und rathen. Der eine, von den beiden tüchtigen Venezianer Künstlern T. Matteini und F. Zuliani, stellt sie ganz jugendlich, beinahe mädchenhaft dar; das zarte, aber volle Gesichtchen trägt noch keine Spur des Leidens; der andere, von dem Weimarer Schwerdtgeburth nach einem Gemälde von Guérard hergestellt, führt sie uns etwa so vor, wie wir sie 1810 oder 1812 denken möchten: anmuthig, interessant, ein wenig träumerisch.**) Ein dritter Stich von Weiss, gleichfalls nach Guérard, 1808 der Mutter Maria Beatrix gewidmet, zeigt höchst geistreich belebte Züge, aber nichts von Anmuth. Auf der Denkmünze von Manfredini endlich, die durch eine neuere Nachbildung ziemlich bekannt geworden ist, erscheint die erst neunundzwanzigjährige Fürstin als würdige Matrone.

*) Es ist in der Art des Johann Kreutzinger gemalt. S. den »Führer durch die Franzensburg in Laxenburg« von A. Ilg (1882), S. 14.

**) S. die Abbildung pag. II.



ANMERKUNGEN.

Zum ersten Capitel. Über Erzherzog Ferdinand und Maria Beatrix s. vor allem die »Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und ihre Freunde«, herausgegeben von Arneth 1881, bes. den III. Band. — Einige Notizen liefert Cusani, Storia d Milano IV. (1865), bes. p. 42 u. f., ferner Verri P. e A. Lettere e scritti inediti annotati e publicati da Casati IV. (1881), bes. p. 384. — In der im Text angeführten »Lombardischen Correspondenz« des Wiener Staats-Archives befindet sich nur der officielle Briefwechsel zwischen dem Wiener Hof und dem Erzherzog, nichts aber, was sich auf Familienverhältnisse bezöge. — Über die Erziehung der Kinder und das Leben in Monza s. Galvani, Memorie Storiche intorno la Vita di S. R. A. Francesco IV. (1847), I. p. 8, 10, 11. — Von den Gedichten Bondi's (Poesie, Wien 1808, 3 vol.) kommt hier in Betracht: Breve viaggiò da Mantova sul lago di Garda delle S. A. A. R. R., gli Arciduchi di Milano (II. p. 106) und die Descrizione d'un breve viaggio da Padova a Milano (ibid. p. 254). Charakteristisch für Bondi als Dichter: der Sermone sullai Inutilità della Satire (III. p. 73) und die »Georgiche di Virgilio« (ibid. p. 109 u. f.). — Über ihn s. M. Landau, die ital. Literatur am österr. Hof (1879), S. 83 u. f. Das Urtheil, das Landau über ihn fällt, ist vielleicht etwas gar zu hart. Ideen, Leidenschaft, wahre Poesie darf man allerdings bei Bondi nicht suchen. — Über die Stellung Mailands und die Haltung des Erzherzogs in den Kriegsjahren 1792—1797 s. neben Cusani bes. die »Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik Österreichs«, herausgegeben von Vivenot-Zeißberg II. S. 335, III. S. 74, 150, 155, 174, IV. 2. Hälfte, S. 190, V. S. 26. — Über den Herzog Ercole s. Scharfen-

berg, Gesch. von Modena bis 1815 (1859), S. 267 u. f. und Franchetti, Storia d'Italia dopo il 1789 (1879, in Villari's großer Storia d'Italia) S. 166 u. f., 209.

Zum zweiten Capitel. Einige dürftige Angaben über diese Zeit findet man bei Galvani, a. a. O. I. S. 18, 19, dann bei Brunner Seb., Wiener-Neustadt (die Inschrift auf dem Grabmal des Abtes Alberich ibid. S. 73).

Zum dritten Capitel. Über Maria Theresia von Neapel s. Helfert, Maria Louise und (Schönholz) Traditionen zur Charakteristik Österreichs unter Franz I. — Zur Charakteristik von Kaiser Franz: Fournier, Gentz und Cobenzl, Schönholz in den Traditionen; die Geschichte des sächsischen Heiratsplanes nach einem Bericht des preußischen Gesandten Finkenstein bei Wertheimer, Geschichte Österreichs und Ungarns im 1. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts II. S. 252. — Der Bericht Maria Louisens über ihren Besuch bei Helfert, Maria Louise, S. 24 u. f. — Der Bericht über die Werbung nach der k. k. »Wiener Zeitung«. — Schlegels Aufsatz findet sich in dessen Gesammelten Werken, ed. Böcking, Bd. IX. S. 282 u. f. — Staël, De l'Allemagne (1824), I., p. 63. — Die Stelle aus »Eipeldauers Briefen« im Jahrg. 1808, 2. Heft, 5. Brief (S. 43 u. f.). — Vgl. auch die viel später abgefassten »Denkwürdigkeiten« der Karoline Pichler (1844) II. S. 120. Dorten die Angabe, Maria Ludovica sei ursprünglich fürs Kloster bestimmt gewesen. Aber in den Familienbriefen findet sich nirgends eine Äußerung, die darauf hindeutete, und auch Galvani, der die Kaiserin wiederholt nennt, weiß nichts davon. — Das Gedicht von J. Collin in dessen »Werken« IV., S. 63. — Die Sonetti epitalamici von Bondi sind zuerst in einer Pracht-Folioausgabe erschienen, in den gesammelten »Poesie« stehen sie III. S. 43 u. f. — Über Carpani s. Landau, a. a. O. S. 92.

Zum vierten Capitel. Das Kalenderbildchen von 1792 wird erwähnt von (Hormayr) Anemonen (1845) I. S. 4. — Über Franzens Theilnahme an dem Krieg in Belgien s. Sybel, Geschichte des Revolutionszeitalters, 2. Auflage, III., S. 101 u. f. — Von der Scene am Sterbebette der zweiten Gemahlin berichtet der Nuntius, bei Wertheimer, a. a. O. II., S. 252. — Aus den Briefen der Kaiserin an den Kaiser vom Jahre 1808 hat Wertheimer a. a. O. II. S. 253 A. 5 ein paar Stellen mitgetheilt. — Die Äußerung der Karoline Pichler in ihren

Denkwürdigkeiten II. S. 120 — Die Äußerungen fremder Diplomaten über die Heirat bei Wertheimer a. a. O. II. S. 253 u. f. — Stadions Vortrag vom 15. April 1808 ibid. II. S. 233. — Die Angabe Erzherzog Johanns bei Krones, Zur Geschichte Österreichs S. 102. — Die Berichte Finkensteins bei Wertheimer, a. a. O. S. 256 A[2] und Hassel, Gesch. der preuß. Politik I. S. 523. — Die Klage des Erzherzogs Karl über den Übereifer der Brüder der Kaiserin bei Wertheimer, a. a. O. II. S. 234. — Die Briefe der Kaiserin an Erzherzog Karl konnte Wertheimer einsehen und theilt daraus die angeführten Stellen mit: ibid. II. S. 298. u. f. — Über den Eindruck der Kaiserin in den Provinzen s. Beer, Zehn Jahre S. 315. — Die Geschichte des ungar. Krönungs-Reichstags von 1808 bei Wertheimer a. a. O. II. S. 286. — Die angeführte Strophe ist aus Dorion »Ode zur Krönungsfeier Ihrer Maj. der Kaiserin Maria Louise von Österreich etc. 1808« (Hofbibliothek). — Über die Gründung des Ludoviceums s. Wertheimer, a. a. O. II. S. 296.

Zum fünften Capitel. Die kais. Resolution auf den Vortrag vom 24. Februar 1809 bei Wertheimer, a. a. O. II. S. 300. — Die Brief-Fragmente der Kaiserin an Erzherzog Johann bei Krones, Zur Geschichte Österreichs S. 103, 108, 111, 113, 116, 143. — Über den Grafen Grünne: Wertheimer, a. a. O. II. S. 172. — Die militärischen Erwägungen im Hauptquartier vor der Schlacht von Aspern ibid. S. 320 u. f. — Über Erzherzog Ferdinand und die Operationen der Nordarmee s. Welden, der Krieg von 1809, S. 311 u. f. — Über Erzherzog Franz in Galizien: Galvani a. a. O. I. S. 26 u. f. — Über den Grafen Ferdinand Pálffy: Helfert, Maria Louise S. 42, 47. Gentz, Tagebücher (Aus dem Nachlass Varnhagen von Ense's I. S. 61, 78, 81, 88, 91, 111.) — Gräffer, Kleine Wiener Memoiren (1845) III. S. 32. — Der Brief der Fürstin Karl Schwarzenberg an ihren Gemahl steht bei Klinkowström »Aus der alten Registratur der Staatskanzlei« S. 153 A. 17. — Über die Friedensverhandlungen und der Kaiserin Antheil an denselben s. Fournier, Gentz und der Friede von Schönbrunn (Deutsche Rundschau, October 1886, S. 102); s. auch die Briefe von Gentz an den Grafen Kolowrat bei Klinkowström a. a. O. S. 26, 39. — Über Karl Ambros s. den Artikel in Wurzbach's Lexicon. — Über die Erscheinung der Kaiserin bei den Vermählungsfeierlichkeiten Maria Louisens s. die »Denkwürdigkeiten« der Karoline Pichler II. S. 188. — Der Brief der Gräfin Lanskorońska an Stein steht in Pertz, Leben des Reichsfreiherrn von Stein II. S. 436.

Zum sechsten Capitel. Die schon im Vorwort genannten Werke von R. M. Werner und Düntzer, sowie Hlawacek-Russ, Goethe in Karlsbad, waren hier nach den Briefen der Kaiserin die Hauptquelle. Dazu noch: Goethes Tagebücher in der neuen Weimarer Goethe-Ausgabe, Band IV. (1891.) — Die Äußerung von Moriz Liechtenstein über Goethes Vorlesung bei Wolf A., Fürstin Eleonore Liechtenstein S. 322. — ibid. 303 die Notiz über Sickingen. — Über Lafontaine s. den Art. von Muncker in der A. D. B. — Erzherzog Johanns Aufzeichnung über die drei Parteien am Hof bei Krones, Zur Geschichte Österreichs S. 194. — Die Äußerung Otto's bei Bignon, Histoire de France, X., p. 118, die Hormayr's in dessen »Kaiser Franz und Metternich« S. 162, 163. — Über die Unternehmung des Erzherzogs Ferdinand neben seinen Briefen an die Erzherzogin-Mutter: Galvani a. a. O. I., S. 33 u. f., Hormayr, Lebensbilder aus dem Befreiungskriege II., S. 117, 151 u. f. und Helfert, Maria Louise S. 179.

Zum siebenten Capitel. Über den ungar. Reichstag von 1811 s.: Springer, Geschichte Österreichs I., S. 178 u. f. — Über die Reise Schwarzenbergs im Herbst 1811 s. Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskrieg II., S. 77 u. f.

Zum achten Capitel. S. Helfert, Maria Louise, S. 425, A[118], wo auch die französischen Quellen benützt und citiert sind. — Über die Begegnung mit Goethe dieselbe Literatur, die für das siebente Capitel benützt wurde: das Tagebuch Goethes von 1812, das Werner und Düntzer noch nicht vorlag, lieferte die interessanten Einzelnheiten über die Lectüre Goethes vor der Kaiserin. — Die Briefstelle: Arnim an Görres, Teplitz 8. September 1812 in Görres, Schriften VIII., S. 354. — Die brieflichen Äußerungen Goethes über die Kaiserin an Reinhard in dem Briefwechsel zwischen G. und R. (1850) S. 92, 131, 139, 195. Diese sowie andere Stellen sind übrigens bei Werner und Düntzer a. a. O. gesammelt. — Über Karl August und die Kaiserin s. Archiv f. Lit. Gesch. XV. 1, S. 36 u. f. (Karl August und die Gräfin O'Donell; 14 Briefe, mitgetheilt von R. M. Werner.)

Zum neunten Capitel. Die wichtigsten politischen Momente nach Oncken, Österreich und Preußen II., S. 102, 332, 439. — Die Äußerung Napoleons zu Bubna bei Helfert, Maria Louise, S. 428. — Die Aufzeichnungen des Erzherzogs Johann bei Krones, Aus dem Tagebuch S. 75, 80. — Über die Theilnahme der Kaiserin an den

Festlichkeiten des Congresses: Delagarde, Fêtes et Souvenirs I., p. 226, 277, und Österreichs Theilnahme an den Befreiungskriegen (1887) S. 474. (Gentz an Karadja 9. December 1814.) — Zur ital. Reise der Kaiserin vgl. Giovanni de Castro, La Restaurazione austriaco in Milano im Archivio Storico Lombardo Serie II. 5, p. 932 u. f. und Galvani, a. a. O. II., p. 111 u. f. — Den Brief Karl Augusts an die Gräfin O'Donell theilte Werner a. a. O. mit. — Über ihren Tod s. neben der »Wiener Zeitung«: Memorie intorno alla venuta e alla dimora in Verona di Francesco I e Maria Lodovica Augusta sua sposa (Verona 1816, Hofbibliothek); die Leichenfeier in Udine schildert Quirico Viviani, Descrizione delle solenne esequie fatta nella città di Udine (Hofbibliothek). — Der Vergleich mit Maria Theresia steht in einem mir unbekannten Nekrolog, den Galvani (a. a. O. II., p. 116) benützte. — Der angeführte Brief Wilhelms von Preußen an Erzherzog Johann steht in der Beilage der »Allgemeinen Zeitung« vom 22. Januar 1887. — Über Matteini s. Nagler, Künstler-Lexicon VIII., S. 144, über Zuliani ibid. XXII., S. 351, über Guérard ibid. V., S. 428, über Weiss (David) ibid. XXI., S. 256 (dort auch ein Stich von Maria Ludovica verzeichnet), über Schwerdtgeburth ibid. XVI., S. 141. — Eine Abbildung der Denkmünze von Manfredini bei Düntzer, a. a. O.

Nach Abschluss des Manuscriptes gieng mir Wertheimers »Die drei ersten Frauen des Kaisers Franz« (1893) zu, doch gab es mir keinen Anlass, an der Fassung des Manuscriptes etwas zu ändern.



PERSONEN-VERZEICHNIS.

(Nur wichtigere Stellen sind verzeichnet. Die in den Anmerkungen genannten Personen sind nicht aufgenommen.)





